



Kongregation
der Diener Jesu und Mariens (SJM)

Nr. 72 • 4/2019 18. Jahrgang

Der Ruf des Königs



Inhalt

Nr. 72 • 04/2019 18. Jahrgang

Herausgeber und Vertrieb
Kongregation der
Diener Jesu und Mariens (SJM)
Auhofstraße 22
A-3372 Blindenmarkt
Telefon 0043-7473-2094
Fax 0043-7473-2094100

Jobstgreuth 34
D-91459 Markt Erlbach
Telefon 09846-815
Fax 09846-1630

<http://sjm-congregation.org>
ruf@sjm-online.org

Verantwortlich für den Inhalt:
P. Paul Schindele SJM
Generaloberer

Die SJM ist als gemeinnützig
für kirchliche Zwecke staatlich
anerkannt und darf zur Erfüllung
ihrer Aufgaben Spenden in
Empfang nehmen. Auf Wunsch
werden Spendenquittungen
ausgestellt.

Das Spendenkonto
LIGA Bank Regensburg
BIC GENODEF1M05
IBAN DE 46 7509 0300
0504 5027 95

Österreich
Raiffeisenbank Blindenmarkt
BIC RLNWATW1059
IBAN AT 46 3205 9000
0001 5644

Für Spenden bis 50 Euro gilt
der Überweisungsträger als
Spendenquittung zur Vorlage
beim Finanzamt. Dieser Ausgabe
liegt ein Überweisungsträger der
SJM bei, der für Bank und Post
gültig ist.

■ Editorial

P. Paul Schindele SJM
Seite 3

■ Ein offenes Wort

**"Ich bin ein solcher
verheirateter Priester"**

Pfarrer Wolfgang Tschuschke
Seite 6

■ Aus dem Leben der SJM

"Getauft und Gesendet"

Der Monat der Weltmission in Kasachstan
P. Leopold Kropfreiter SJM
Seite 8

■ Katechese

VATER UNSER - TEIL 2

Geheiligt werde dein Name
- Die erste Vaterunser Bitte

P. Martin Linner SJM
Seite 12

**NEUE HEILIGE
Margarete Bays**

Die Schneiderin von Sivriez
Fr. Christoph Schöller SJM
Seite 16

**Gottes Bund mit den Menschen
- Teil 2**

Der Neue Bund
P. Dominik Höfer SJM
Seite 19

■ Katechese

**Bringt der Synodale Weg der Kirche
eine neue Sexualmoral?**

P. Markus Christoph SJM
Seite 22

**CREDO COMPACT:
Das Glaubensbekenntnis –
kurz & bündig**

"Er sitzt zur Rechten Gottes,
des allmächtigen Vaters"

P. Gabriel Jocher SJM
Seite 26

Der Volksaltar

Eine Wiederentdeckung des
urchristlichen Altars?

P. Stefan Würiges SJM
Seite 27

■ Ausgeplaudert

Kurznachrichten SJM

Seite 30

■ Termine

Seite 32

■ Zu guter Letzt

Der Angsthase

Angst vor den Älter-Werden
Seite 34

Liebe Freunde und Wohltäter unserer Gemeinschaft

Ein neues Jahr liegt vor uns. Im Vertrauen auf Gottes Vorsehung haben wir es begonnen und in diesem Vertrauen wollen wir jeden Tag als eine Gabe des liebenden Vaters entgegennehmen.

„Das, was die meisten Gnaden von Gott anzieht, ist die **Dankbarkeit**. Wenn wir ihm für eine Wohltat danken, ist er gerührt und beeilt sich, uns zehn weitere zu erweisen. Wenn wir ihm dann wieder mit derselben Aufrichtigkeit danken, welche unberechenbare Vermehrung der Gnaden! Ich selbst habe diese Erfahrung gemacht. Meine Dankbarkeit ist grenzenlos für alles, was er mir gibt, und ich beweise sie ihm auf tausend Arten.“ Dieser Rat der hl. Theresia vom Kinde Jesu ist eine gute Grundlage für das vor uns liegende Jahr. Nicht auf die Schattenseiten unseres eigenen Lebens oder der kleineren und größeren Welt um uns herum starren, sondern einen dankbaren Blick für all das Schöne und Gute bekommen, das uns Tag für Tag begegnet. Jeden Tag bewusst für Gottes Gaben zu danken, verändert unser Leben!

Der hl. Lukas schreibt: „Die Hirten kehrten zurück, rühmten Gott und priesen ihn für alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie es ihnen gesagt worden war“ (Lk 2,20). Das Christentum ist nicht zu vergleichen mit den historischen Religionen, die auf ihre je eigene Weise und nach ihrem Verständnis die menschliche Existenz und eine jenseitige göttliche Macht beschreiben. Das Bekenntnis der Kirche entspringt vielmehr der Selbstoffenbarung des einen und allmächtigen

Schöpfers, der die Menschen als sein Abbild erschaffen, zur ewigen Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer berufen, in seinem menschengewordenen Sohn von der Knechtschaft der Sünde und des Todes erlöst und zu seinen Kindern gemacht hat. In dieser Gotteskindschaft liegt die Würde des Menschen, sie ist der eigentliche Grund unserer Hoffnung und unserer Freude. Weil der Gläubige weiß, dass auch in menschlich ausweglosen Lagen Gott immer noch bei uns ist, gibt es für ihn trotz Trauer und Schmerzen keinen Anlass zur Verzweiflung. Sein Leben ist Weg zu Gott, sein Sterben Heimgang zu seinem Schöpfer.

So ist eine **gläubige und frohe Zuversicht** die zweite Grundhaltung, aus der wir im kommenden Jahr leben wollen. Weder persönliche Leiden, noch die manchmal trostlos scheinende Situation der Welt sollen uns unsere christliche Zuversicht rauben. Im Wissen um die Geborgenheit in Gottes Liebe haben wir allen Grund zu einem gläubigen Optimismus. In Anlehnung an die Begegnung der Emmausjünger mit dem auferstandenen Christus, schreibt Kardinal Sarah: „Die Kirche scheint vom Geist des Atheismus durchdrungen. Einige Hirten lassen ihre Schafe sogar im Stich. Der Schafstall ist verwüstet ... Vor uns tut sich ein Weg auf, der ins Nichts zu führen scheint. Wir gehen weiter, ohne zu verstehen, ohne zu wissen, wohin. Doch ein Wanderer ist mit uns unterwegs. Worüber redet ihr auf dem Weg miteinander? – fragt er. Und wir erzählen ihm von unserer Traurigkeit, von unserer Angst, von unserer Enttäuschung. Dann ergreift

er das Wort und tadelt unseren mangelnden Glauben: Ihr Unverständnis, deren Herz zu träge ist, um das alles zu glauben. Musste nicht der Christus das erliden und so in seine Herrlichkeit gelangen? Musste nicht die Kirche leiden, um ihrem Meister treu zu sein?“ Im Geheimnis der Eucharistie bleibt Christus bis ans Ende von Zeit und Geschichte bei uns. Durch die sakramentale Gegenwart des Leidens Christi am Kreuz, seiner Opferhingabe an den Vater und der Überwindung von Tod und Gottverlorenheit kraft der Auferstehung von den Toten, haben wir in der heiligen Messe und allen anderen Sakramenten Anteil am Leben des dreifaltigen Gottes.

In der Kirche setzt sich die Sendung Christi zum Heil der Welt fort. Durch sie heiligt Gott die Menschen, verwandelt die Welt und gibt ihr Hoffnung über die Grenzen des Irdischen hinaus. **Die Weitergabe dieser Hoffnung ist auch unsere Aufgabe!** Damit sind wir bei einem dritten Grundgedanken für das vor uns liegende Jahr. Es soll ein Jahr der Weitergabe des Glaubens sein. Erneuerung und Mission beginnen immer mit einer Vertiefung der eigenen Gottesbeziehung, einer radikalen Christusbefolgung und einem Durchdrungen-Sein von der Liebe des Heiligen Geistes. Echte Begegnung mit Christus im eigenen Leben drängt „automatisch“ zur Weitergabe. „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben,“ antworten die Apostel auf die Drohung des Hohen Rates, nicht mehr von Christus zu sprechen (vgl. Apg 4,20). Von den



Anfängen des Christentums bis heute gilt das Wort des hl. Paulus im Römerbrief: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündet? Wie soll aber jemand verkünden, wenn er nicht gesandt ist?“ (Röm 10,14-15). – Die Menschen kommen nur dann zur heiligen Messe und empfangen gläubig die Sakramente, wenn sie getauft sind. Und sie werden nur getauft, wenn sie freiwillig und in der Liebe des Herzens ihr „Ja“ zum Glauben gesprochen haben. Und sie sprechen dieses „Ja“ nur dann, wenn sie in das Geheimnis der göttlichen Liebe mit Verstand und Herz eingeführt worden sind. Und sie werden nur von Christus überzeugt, wenn ihnen glaubwürdige Missionare das Evangelium verkünden. Glaubwürdig aber ist ein Bote des Evangeliums, wenn er den

Glauben kennt, unverfälscht lehrt und wenn er nach ihm lebt. „Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr, außer weggeworfen und von den Leuten zertreten zu werden“ (Mt 5,13). Eine Verkürzung des Glaubens auf die Aussagen, die uns genehm sind, und eine Relativierung der Gebote Gottes sind niemals der Weg der Neuevangelisierung. Vielmehr sind es Verbundenheit mit Gott, Kenntnis der katholischen Lehre, Treue und Liebe zu Petrus, dem Papst und den Bischöfen, und die brüderliche Liebe. Was für die Kirche als Ganzes gilt, das gilt auch für jeden einzelnen Gläubigen als Träger der Mission an seinem Mitmenschen im Alltag. Dazu ist aber auch eine profunde Kenntnis der Glaubenswahrheiten und ein Wissen um die Dinge, die die Menschen gerade umtreiben, notwendig. Häufig schweigen Christen

nur deshalb über ihren Glauben, weil sie selbst unsicher sind, was die Lehre der Kirche zu einer konkreten Frage sagt. Und selbst wenn sie selbst fest auf dem soliden Boden des Glaubens stehen, fehlt es oft an den Argumenten, die dem Denken der Menschen unserer Zeit zugänglich sind. Wie oft stellen wir in Diskussionen mit nichtgläubigen Menschen fest, dass einfach die gemeinsame Denk- und Argumentationsbasis fehlt. Das kann dann bedeuten, selbst die Dinge neu und vertieft durchdenken zu müssen, um aus einem nun auch für sich selbst vertieften Verstehen bei nächster Gelegenheit den suchenden Menschen von heute besser antworten zu können.

Ein letzter Gedanke für das kommende Jahr: „**Die wichtigsten Schlachten werden von müden Soldaten geschlagen**“. Ein alter Priester gab



mir vor einiger Zeit diese Erfahrung weiter. Man kann den Ausspruch auf verschiedene Weise verstehen. Nimmt man ihn in seiner wörtlichen Bedeutung, so bringt er zum Ausdruck, dass in der Geschichte der Sieg häufig den Menschen zugefallen ist, die trotz ihrer Müdigkeit und Versehrtheit weiterhin tapfer und unermüdlich gekämpft haben. Ob das nun in der eigentlichen Bedeutung des Wortes zu verstehen ist oder im übertragenen – ausgeruht und bei vollen Kräften seine Pflicht zu tun, ist keine große Kunst. Wenn man aber eigentlich nicht mehr weiterkann und dennoch nicht aufgibt, das ist wahres Heldentum. Und diesem Heldentum gebührt der Sieg – das ist im Glaubensleben und bei der Evangelisierung nicht anders als im weltlichen Leben.

Es bietet sich aber auch ein übertragenes Verständnis an: Gerade wenn

wir „müde“, wenn wir mit unserer Weisheit und den Kräften am Ende sind, dann nimmt das Wirken Gottes erst richtig Fahrt auf. Der „müde und abgekämpfte Soldat im Reiche Christi“ darf sich wie der hl. Paulus von Jesus sagen lassen: „Meine Gnade genügt dir; denn die Kraft wird in der Schwachheit vollendet.“ Und Paulus fährt fort: „Viel lieber also will ich mich meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mich herabkommt. Deswegen bejahe ich meine Ohnmacht, alle Misshandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12,9-10). Das demütige Annehmen der eigenen Begrenztheit kann also zu einem vertieften und lebendigen Vertrauen auf das Wirken Gottes führen, gerade auch in unserem Bemühen, das Evangelium unserem Nächsten zu verkünden. Das

gilt für jeden Einzelnen von uns, das gilt aber auch für die gesamte Kirche. Muss nicht die Kirche heute leiden, um die Treue zu Jesus Christus, dem Sohn Gottes neu zu lernen und um nicht den falschen Sicherheiten zu verfallen, sei es der gesellschaftlichen Relevanz, dem Ansehen unter den Menschen oder der finanziellen Sicherheit?

Gott ist der Herr der Geschichte – im Großen wie im Kleinen. Er ist auch der Herr des vor uns liegenden Jahres. Nichts widerfährt uns, das er nicht schon in seiner liebenden Sorge vorhergesehen hat. Leben wir jeden Tag aus diesem frohmachenden Vertrauen. Und stecken wir die Menschen mit dieser unserer Freude an!

Ihr in Christo per Mariam,
P. Paul Schindele SJM
(Generaloberer)

"ICH BIN EIN SOLCHER VERHEIRATETER PRIESTER"

VON PFARRER
WOLFGANG TSCHUSCHKE

In der gegenwärtigen Diskussion um den Zölibat der Priester wird gerne darauf hingewiesen, dass es ja in der katholischen Kirche schon verheiratete Priester gibt: die unierten Priester der ostkirchlichen Riten und Konvertiten, die vorher ordinierte protestantische Pfarrer waren.

Es würde sich nun nahelegen, diese verheirateten Priester nach ihren Erfahrungen zu fragen und nach ihrer Meinung zum Thema Zölibat aufgrund ihrer Erfahrungen. Ich bin ein solcher verheirateter Priester. Aber noch nie hat mich jemand nach meinen einschlägigen Erfahrungen gefragt, kein Gläubiger, kein Mitbruder und auch kein Bischof; keiner, der das Argument „es gibt doch schon verheiratete Priester“ für die Abschaffung des Zölibats im Munde führt.

Vielleicht ist es gut, wenn ich nun von mir aus etwas über meine Erfahrungen als verheirateter lutherischer Pfarrer und verheirateter katholischer Priester sage. Ich halte den Zölibat der Priester aus vielerlei Gründen für unverzichtbar. Hier will ich aber nur von meinen persönlichen Erfahrungen reden.

Neun Jahre lang war ich verheirateter lutherischer Pfarrer. Da hat alles zusammengestimmt. Meine Frau war (und ist) für mich eine wunderbare Stütze. Durch die Kinder gab es vielfältige Berührungen und Gemeinsamkeiten mit den Leuten in der Pfarrgemeinde durch Kindergarten und Schule und durch die musikalische Arbeit meiner Frau. Das evangelische Pfarrhaus ist ein sehr überzeugendes und erfolgreiches Modell als Lebens- und Arbeitsform. Für einen evangelischen Pfarrer ist es gut, verheiratet zu sein. Amt und Ehe passen zusammen.

Jetzt bin ich seit 28 Jahren katholischer Priester, zunächst mit verschiedenen kleineren Aufgaben bedacht, dann 13 Jahre als Krankenhausseelsorger, die letzten zwei Jahre im Ruhestand. Meine Grunderfahrung: evangelischer Pfarrer und katholischer Priester sind zwei sehr verschiedene Dinge. Der Priester wird in ganz anderem Maß in Anspruch genommen, und zwar erstens durch Gebet und Gottesdienst und zweitens von den Gläubigen.

Gebet und Gottesdienst: Im Protestantismus gibt es hier keine Verpflichtungen. Freilich soll ein Pfarrer ein Leben des Gebetes führen und mit der Heiligen Schrift leben. Aber er hat keine verpflichtende Regel. Ein durchschnittlich frommer lutherischer Pfarrer beginnt den Tag mit Losung (ein Vers aus dem Alten Testament) und Lehrtext (ein Vers aus dem Neuen Testament) aus dem Herrnhuter Losungsbuch, dazu noch ein kurzes Gebet oder eine Liedstrophe. Zeitbedarf fünf Minuten.

Der katholische Priester ist dagegen zum Stundengebet verpflichtet und wird „nachhaltig eingeladen“ (CIC can. 276), täglich das eucharistische Opfer darzubringen. Der Zeitbedarf für Stundengebet und Messe: zwei Stunden. Aber nicht nur ein bestimmtes Zeitquantum wird durch Gebet und Gottesdienst beansprucht. Vielmehr soll das Stundengebet den ganzen Tag heiligen und strukturieren, von der Frühe bis zur Nacht. Im Kloster lässt sich das leicht verwirklichen. Für einen in der Seelsorge tätigen Priester ist das schon schwieriger. Und für einen verheirateten Priester erst recht.

Evangelischer Pfarrer und katholischer Priester werden zweitens in sehr unterschiedlichem Maß durch die

Gläubigen in Anspruch genommen. Es sind vor allem die drei Sakramente Eucharistie, Beichte und Krankensalbung, zu deren Spendung der katholische Priester immer bereit sein muss. Als Krankenhauspfarrer habe ich knapp 400 Krankensalbungen pro Jahr gespendet oder, wie man heute sagt, gefeiert; die meisten als Sterbesakrament – „letzte Ölung“. Zu jeder Tages- und Nachtzeit, denn die Menschen halten sich beim Sterben nicht an irgendwelche Bürozeiten.

Evangelische Christen haben dieses Sakrament nicht und können im allgemeinen gut ohne Pfarrer sterben. Nur in seltenen, besonderen Fällen lassen sie den Pfarrer oder die Pfarrerin holen.

Die Beichte ist nicht abgeschafft im Protestantismus. In den neun Jahren als evangelischer Pfarrer habe ich im ganzen eine Beichte gehört. In meinen ersten neun Jahren als katholischer Priester waren es einige tausend. Und das gerne zu familienunfreundlichen Zeiten, z. B. Samstag von 19 bis 22 Uhr.

Schließlich die Eucharistie. Weil immer noch recht viele Katholiken dem Sonntagsgebot der Kirche folgen, ist der katholische Priester sonntags in stärkerer Weise gefordert als sein evangelischer Kollege. Ich habe durchgehend an jedem Sonntag drei oder zwei Gottesdienste zu halten gehabt. Familienfeste, Familienbesuche? Da musste ich Vertretungen besorgen, und das war nicht immer leicht. Mein evangelischer Kollege dagegen hielt vierzehntäglich Gottesdienst – an jedem zweiten „Wochenende“ war er frei.

Ich will mit dem allem nicht sagen, dass evangelische Pfarrer weniger tun als katholische. Durchaus nicht. Aber sie sind in ihrem Tun viel weniger



fremdbestimmt. Und das macht ihren Beruf familienfreundlich.

Die Zeiten ändern sich. Katholische Priester gleichen sich mehr und mehr ihren protestantischen Kollegen an. Eine große Befragung von Priestern in den Jahren 2012 bis 2014 hat gezeigt, dass ein Viertel der Priester selten oder nie das Stundengebet verrichtet. Zunehmend verzichten die Mitbrüder auf die tägliche Zelebration der hl. Messe. Auch das Kirchenvolk passt sich den protestantischen Mitchristen immer mehr an. Sonntagspflicht, Sakramentenempfang? Mit der Verflüchtigung des traditionellen katholischen Milieus werden Fremdworte daraus, und damit nimmt auch die Beanspruchung der Priester ab. Ich befürchte, dass man bei dieser Entwicklung die Verpflichtung zum Zölibat schließlich nicht mehr aufrecht erhalten kann. Ob man damit aber eine nennenswerte Zahl von jungen Männern (oder demnächst auch Frauen) für den Priesterberuf gewinnen kann, möchte ich angesichts der Krise des Pfarrer- bzw.

Pfarrerinnennachwuchses im Protestantismus durchaus bezweifeln.

Aber ich wollte ja von meinen Erfahrungen berichten und nicht meine Prognosen ausbreiten. Ich habe das Glück, dass meine Frau meinen Beruf mitträgt. In unseren Anfangszeiten war sie mit Leib und Seele Pfarrfrau. Die Konversion war ein gemeinsamer Weg, und jetzt trägt sie geduldig alle Einschränkungen des Familienlebens, die mein Priesterberuf mit sich bringt. Ja, in mancher Hinsicht geht sie mir im geistlichen Leben voran. Eine Priesterehe ohne diese geistliche Übereinstimmung? Das kann ich mir schlechterdings nicht vorstellen. Aber ich kenne evangelische Ehen, wo die Frau mit dem Pfarrerberuf ihres Mannes nicht eigentlich etwas zu tun haben will.

Eine Beobachtung will ich schließlich noch anführen. In meiner Kindheit und Jugend, als Student und als junger Pfarrer bin ich vielen evangelischen Pfarrern begegnet. Sie haben

mich vielfältig angeregt und vorangebracht in meinem Glauben und Denken. Drei von ihnen aber haben mir nicht nur Anregungen gegeben, sondern einen prägenden Einfluss auf mich ausgeübt, und ich denke, dass ich ohne sie nicht katholisch geworden wäre. (Mich katholisch zu machen, war keineswegs ihre Absicht; sie selbst sind diesen Weg nicht gegangen.) Diese drei für mich so wichtigen Pfarrer waren zölibatär lebende Geistliche. Im Protestantismus ist der Zölibat ja nicht verboten. Sie hatten gerade als Unverheiratete die Zeit und die Freiheit, sich um einen Schüler, Studenten und schließlich um einen jungen Mitbruder zu kümmern. Sie waren geistlich sehr profilierte Persönlichkeiten, die insofern für mich als jungen Menschen große Anziehungskraft besaßen. Dass es gerade zölibatär lebende Pfarrer waren, die dieses geistliche Profil haben, will mir nicht als Zufall erscheinen.

(Der Abdruck erfolgt mit der freundlichen Genehmigung von kath.net.)

“GETAUFT UND GESENDET“ DER MONAT DER WELTMISSION IN KASACHSTAN



VON P. LEOPOLD KROPFREITER SJM

Der Dienst der SJM in Kasachstan

Bereits seit 19 Jahren ist die SJM in der Mission in Kasachstan tätig. Neben Wirkungsorten in Karaganda und Temirtau im Zentrum des riesigen Landes, in denen Priester der SJM einige Jahre wirkten, ist unsere Gemeinschaft seit dem Jahr 2000 ununterbrochen in Kornewka im Norden Kasachstans tätig. Zurzeit wirken dort drei SJM-Priester: P. Stefan Linder seit September 2019, P. Eduard Deffner und P. Leopold Kropfreiter. Mit der Anzahl der Jahre in diesem Missionsland wachsen auch die

Aufgaben und Betätigungsfelder:

Unser zentrales Projekt in Kasachstan ist die Schule Sankt Lorenz in Kornewka. Sie wurde 1996 von Pater Lorenz Gawol, einem Berliner Priester gegründet. Pater Lorenz verstarb 2001, nachdem er sich noch von den Gemeindemitgliedern und Schulmitarbeitern mit den Worten „Auf Wiedersehen im Himmel“ verabschieden konnte. Der Beistand vom Himmel ist es auch, der dieses Werk bald 24 Jahre getragen hat und wachsen lässt. Mit Freude sehen wir, dass unsere Schule im ganzen Gebiet mittlerweile viel Anerkennung genießt. Allein in diesem Jahr hatten wir fast



Der weltweite Missionsmonat in unserer Diözese

Mein drittes großes Betätigungsfeld neben Schule und Pfarrei ist die Arbeit als Nationaldirektor des Päpstlichen Missionswerks „Missio“. Zum 100-jährigen Jubiläum des päpstlichen Schreibens über die Mission „Maximum Illud“ von Papst Benedikt XV. wurde der Monat Oktober 2019 für die Weltkirche zum Missionsmonat erklärt. Papst Franziskus stellte ihn unter das Motto: „Getauft und gesandt. Die Kirche Christi auf Mission in der Welt.“ Erzbischof Tomash Peta von der Diözese Astana (der jetzigen Hauptstadt Nur-Sultan) war sehr interessiert daran, dass dieser Monat auch in unserer Diözese gefeiert würde. Das wurde auf unterschiedliche Weise durchgeführt:

Schon im Mai hatte ich als Verantwortlicher für das Päpstliche Missionswerk die Aufgabe, auf dem nationalen Priester- und Schwesterntreffen über den Weltmissionsmonat und die Bedeutung von Mission in der Kirche zu referieren.

Eine wichtige – missionarische – Initiative war es, Kurse in kasachischer Sprache verpflichtend für alle Priester und Schwestern anzubieten, die mit dem Weltmissionsmonat begannen. Zwar ist Russisch die offizielle Sprache im Land und die Russen auch ein sehr präsender Volksstamm, jedoch ist Kasachstan eben vor allem das Land der Kasachen, die ihre Identität über die Sprache definieren und sich abgrenzen möchten. Mit dem Erlernen ihrer Sprache bzw. des kasachischen Dialektes öffnen wir uns für diese große Bevölkerungsgruppe, die momentan die Katholische Kirche häufig als polnische oder als deutsche Kirche wahrnehmen. Die Kurse finden in jedem Dekanat statt und werden von kasachischen Lehrern geleitet. Selbst unsere Karmeliterinnen in der strengen Klausur lernen Kasachisch: Hinter ihrem Klausurgitter sitzend folgen sie dem Unterricht zusammen mit den übrigen Priestern und Schwestern des Dekanats, die mit der Lehrerin vor dem Klausurgitter sitzen.

Diözesane Missionswallfahrt in der nord-östlichen Steppe

Im Oktober veranstalteten wir eine diözesane Missionswallfahrt in den Nord-Osten des Landes. In der Stadt Pavlodar befindet sich eine katholische Pfarrei, die der heiligen Theresia von Lisieux geweiht ist. Diese ist, obwohl sie ebenfalls „nur“ in der Klausur des Karmel gelebt hat, die Patronin der Weltmission, da sie

30 Neuanmeldungen, sodass wir jetzt 185 Schüler und 82 Kindergartenkinder betreuen dürfen. Für viele Familien und Mitarbeiter sind wir eine Art Lebensmittelpunkt geworden. Viele Menschen sagen uns, dass „ohne euch das Dorf schon längst gestorben wäre.“ Neben der Schule betreuen wir zwei Pfarreien, wo wir jeden Tag verschiedene Dörfer besuchen und mit den Menschen beten. Pater Eduard Deffner hilft in diesem Jahr auch in der Pfarrei im Nationalheiligtum Osjornoe aus, wo er zusätzlich das Karmelkloster betreut und für die Legio Mariens in unserer Diözese verantwortlich ist.

durch ihr Gebet und Lebenszeugnis herausragend missionarisch aktiv war.

Um zum Ziel unserer Wallfahrt zu gelangen, mussten wir durch eine endlos erscheinende Steppe fahren. Der Nordosten Kasachstans ist noch viel einsamer als der Norden, wo sich Korneewka befindet. Während der Fahrt ging uns sogar das Benzin aus, weil wir auf einer Strecke von fast 200 km keine Tankstelle finden konnten. Wir mussten das Auto ca. 50 km zur nächsten Tankstelle abschleppen.



In der Kohlenstadt Ekibastus hatten wir unsere erste Übernachtung. Pfarrer Jan Radon, ein Hüne mit einer Größe von 2,09 m war unser Gastgeber. Er erzählte uns stundenlang von seiner Zeit im äußersten Osten Russlands, wo er sieben Jahre lang gewirkt hatte. Am kommenden Tag fuhren wir mit ihm in die wilde Steppe Kasachstans. Dort befindet sich ein Gebiet namens Bajanaul. Riesige, eigenartig geformte Granitfelsen, Seen, Wälder... Kasachstan ist groß und wunderschön! Am Abend gelangten wir in eine Pfarrei in der Stadt Schalbaktij unweit der russischen Grenze. Nach der heiligen Messe in der „schönsten Kirche Kasachstans“ und einer Predigt durch den neuen Missionar Pater Stefan Linder SJM wurden wir liebevoll von den Schwestern der „Familie Mariens“ versorgt, die in diesem Ort als Missionarinnen tätig sind. Die Gemeinschaft hat dort eine Pfarrei etabliert, in der sie sich aufopfernd um die Menschen, besonders die Jugendlichen, kümmert. Endlich gelangten wir nach Pavlodar, einer

Stadt am berühmten sibirischen Fluss Irtysch. Der Herbst meinte es gut mit uns: Wir hatten etwa 20 Grad (plus) und strahlenden Sonnenschein. Mit den Schwestern der „Gemeinschaft der Seligpreisungen“ begann der Gebetsabend, der in die Nachtanbetung überging. Pilger kamen nicht nur aus der Umgebung, sondern aus der ganzen Erzdiözese. Viele (uns eingeschlossen) mussten mehrere Tage zu diesem Ereignis anreisen. Nach dem Morgengebet konnte ich für die Pilger einen Vortrag über den Weltmissionsmonat, aber in erster Linie über Mission als solches halten. Während der feierlichen Messe betonte unser Erzbischof, dass die eigentliche Mission im Herzen jedes Christen mit der eigenen Bekehrung beginnt. Ein Gedanke, der sich vielen Pilgern tief einprägte. Im Anschluss an die heilige Messe fand ein sehr interessantes Konzert statt: Verschiedene Gruppierungen aus unterschiedlichen ethnischen Gruppen traten in ihren traditionellen Kleidern auf und sangen in ihren jeweiligen Sprachen: Kasachisch, russisch, deutsch, ukrainisch, polnisch. Sehr bunt und fröhlich. Das abschließende Mittagessen war ebenfalls in diesem katholischen Sinn: Jeder Tisch hatte eine eigene nationale Küche. Man war eingeladen, von Tisch zu Tisch zu gehen, die unterschiedlichen Küchen zu probieren und mit verschiedenen Menschen Bekanntschaft zu schließen.

Nach vier Tagen kehrten wir zurück nach Korneewka. In dieser Zeit hatten wir etwa 2000 km zurückgelegt und zahlreiche schöne Eindrücke gewonnen – alles innerhalb unserer eigenen Diözese. Besonders beeindruckend waren die zahlreichen Treffen mit den Missionaren in ihrem Wirkungsbereich, aber auch mit vielen Menschen, die oft in sehr entlegenen Orten unter großen Schwierigkeiten ihren Glauben leben. Leider müssen wir sehen, dass viele der jungen Menschen das Land verlassen. Aber es besteht doch die berechtigte Hoffnung, dass sie in den Ländern, in denen sie ihr neues Leben beginnen, v.a. Polen, Russland und Deutschland, selbst Missionare Christi sein werden.

Missionstreffen für Jugendliche

Etwa zwei Wochen nach der Missionswallfahrt fanden zwei weitere Missionstreffen für Jugendliche statt: In Petropawlowsk im Norden Kasachstans versammelten wir Studenten, um mit ihnen zu beten, die heilige Messe zu feiern und über unsere Berufung als „Missionare“ nachzudenken. Die Studenten geben an der

Universität und in den Berufskollegien mutige Zeugnisse für ihren Glauben. Unter ihnen sind auch Absolventen unserer Schule in Korneewka. Wir freuen uns über die Früchte!

Einige Tage später fand in Baravoe, einem wunderschönen Naturpark in Zentralkasachstan ein Jugendtreffen statt, in dem die Jugendlichen gemeinsam in einer sehr schönen, fröhlichen und lustigen Atmosphäre ihr christliches Leben intensivierten. P. David Sladek ging in seinem Vortrag auf die Salbung mit Chrisam ein, die jeder Christ bei der Taufe (und dann in der Firmung) erhält. Christ sein heißt: Gesalbt sein, ein anderer „Christus“ (wörtlich übersetzt: „Gesalbter“) werden.

Insgesamt hatte der Weltmissionsmonat für uns in Kasachstan eine wichtige Bedeutung: Nicht nur, dass zahlreiche Veranstaltungen auf diözesaner und nationaler Ebene stattfanden, sondern auch, dass das Bewusstsein dafür geweckt und erneuert wurde, dass jeder Christ ein Missionar ist. Oder wie Papst Franziskus sagt: „Jeder Christ ist Mission.“ Ein positiver Effekt war auch, dass sich ein Team gebildet hat, das in der Durchführung des Weltmissionsmonats gut zusammengearbeitet hat und auch schon für die Zukunft Pläne schmiedet. Gerade die Idee der Missionswallfahrt, die zum Weltmissionssonntag stattfand, war sehr fruchtbar und kann hoffentlich fortgesetzt werden.

Die Missionsarbeit in Kasachstan ist oft schwierig und manchmal eine Gratwanderung.

Gebe Gott, dass es auch weiterhin gelingt, zur größeren Ehre Gottes zu wirken und das Evangelium in den weiten Steppen Zentralasiens zu verkünden.

Wenn Sie unser Schulprojekt in Kasachstan finanziell unterstützen und damit einen Beitrag zur Mission leisten wollen, können Sie folgende Kontoverbindungen verwenden. Vergelt's Gott!

Deutschland

Diener Jesu und Mariens

LIGA Bank Regensburg

BIC GENODEF1M05

IBAN: DE 90 7509 0300 0604 5027 95

Österreich

Diener Jesu und Mariens

Raika Blindenmarkt

BIC: RLNWATW1059

IBAN: AT16 3205 9000 0002 1907

Spender aus Österreich, die eine Spendenquittung wünschen, können auf das folgende Konto der Diözese St. Pölten überweisen. Bitte als Verwendungszweck „Schulprojekt Kasachstan“ angeben, damit die Spende an uns weitergeleitet wird.

Diözese St Pölten. Fastenaktion

BIC: RLNWATWWOBG

IBAN: AT37 3258 5001 0120 0666

Verwendungszweck: Schulprojekt Kasachstan





DAS VATERUNSER - Teil 2

GEHEILIGT WERDE DEIN NAME

Die erste Vaterunser-Bitte

VON P. MARTIN LINNER SJM

Er hat lange gebraucht, um das zu werden, was er werden sollte. Er war ein Spätzünder. Aber auch ein Genießer, ein Lebemann und Draufgänger, ein Frauenheld und Schürzenjäger, ein Rebell. Und er war ein erfolgreicher Forscher, aus dem ein begnadeter Gottsucher wurde – ein Mann, in dem Gottes Name geheiligt wurde.

Große Wunder werden nicht geplant

Er ist 28 Jahre alt, als er die Kirche Saint Augustin in Paris betritt. Er ist nicht gläubig, steuert aber mit festem Schritt dem Beichtstuhl zu. Ein Mann, der weiß, was er will. „Monsieur l'Abbé, ich bin nicht gläubig; ich möchte Sie aber etwas fragen...“ Der Priester schaut ihn genau an und fordert ihn auf: „Knien Sie nieder und beichten Sie – und Sie werden glauben.“ – „Aber ich bin nicht deswegen gekommen.“ – „Beichten Sie!“

Irgendwie ahnt der junge Mann, dass die Vergebung für ihn eine Vorbedingung für die gewünschte Klarheit ist. Er kniet nieder und legt in dieser Beichte Gott sein ganzes Leben vor. Und der Abbé spricht: „Ego te absolvo – Ich spreche dich los von deinen Sünden im

Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Am Ende der Beichte fragt der Priester: „Sind Sie nüchtern?“ – „Ja.“ – „Dann gehen Sie jetzt zur heiligen Kommunion!“ Der junge Mann empfängt sogleich die heilige Eucharistie. Es ist seine »zweite Erstkommunion«...

Die Wirkkraft Seines Namens

All das geschah Ende Oktober 1886. Der für die Kunst seiner Seelenführung berühmte Priester war Abbé Huvelin. Der 28-jährige junge Mann hieß Charles de Foucauld.

Der Name Gottes war auf seine Seele gelegt worden. In ihm war der Name Gottes geheiligt und er selbst geheilt worden – durch und durch. Später fasst Charles de Foucauld dieses Erlebnis so zusammen: „Ich erkannte, dass es einen Gott gibt und konnte nur noch für ihn leben.“

Der Name aller Namen

Wenn wir die erste Vaterunser-Bitte betrachten, den Namen Gottes, der heilig ist und geheiligt zu werden verdient, steht vor uns das Bild auf, wie Mose in der Wüste die überwältigende Erscheinung eines Dornbusches sieht, der brennt und nicht verbrennt. Mose hört die Stimme: „Ich bin der Gott deines Vaters, der

Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.« Da verhüllt Mose sein Gesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.“ (Ex 3,6). Als Gott ihm den Auftrag gibt, nach Ägypten zurückzukehren und in seinem Namen Israel aus der Knechtschaft Ägyptens zu befreien, fragt er Gott nach seinem Namen.

Die Knechtschaft Foucauld

Auch Charles des Foucauld leidet unter einer Knechtschaft. Als seine Eltern kurz nacheinander sterben, wird der sechsjährige Charles jäh aus seiner geborgenen Kindheit gerissen. Ja, es zerreißt ihm das Herz. „Ich entfernte mich immer weiter von Dir, mein Gott. Jeglicher Glaube verschwand aus meinem Leben“, schreibt er später. Als dann auch noch sein Großvater stirbt, beginnt er durchs Leben zu taumeln. Er verschleudert sein Erbe mit rauschenden Festen. Aber glücklich ist er nicht. „Eine schmerzliche Leere, eine Traurigkeit, wie ich sie nur damals empfunden habe. Sie kehrte jeden Abend wieder, wenn ich allein in meiner Wohnung war.“ Selbst in Mimi, seiner Geliebten, findet er keinen Halt. Als er als Jude verkleidet mit dem Rabbiner Mordechai eine Expedition durch Marokko macht, ist er von der Glaubensentschiedenheit der Muslime getroffen. Und Gott trifft ihn, behutsam, aber tief im Herzen.

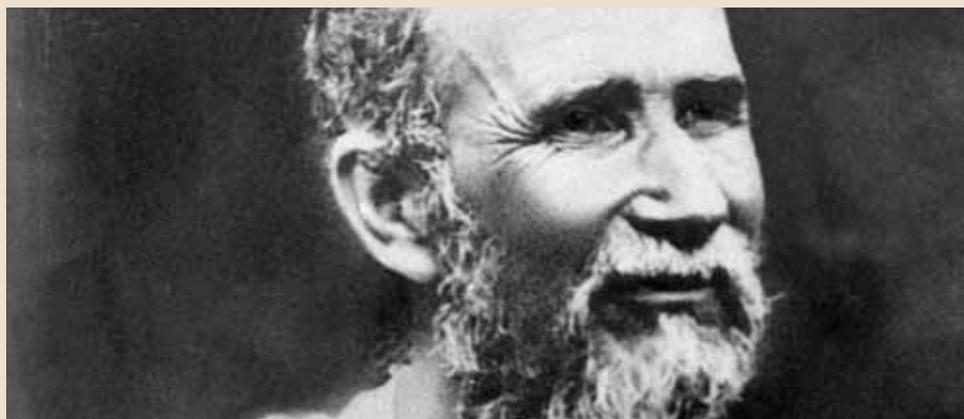
Mehr als ein Name

Die Antwort Gottes an Mose ist überraschend. Er beantwortet die Frage und verweigert die Antwort zugleich: „Ich bin JHWH – Ich bin, der ich bin!“ (Ex 3,13). Andere Übersetzung versuchen bereits das geheimnisvolle Wort zu interpretieren: „Ich bin der »Ich-bin-da«“ oder „Ich bin der »Ich bin für euch da«“. Oder auch: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Der Name ist nicht nur ungewöhnlich. Er ist zugleich ein „Nicht-Name“ (Benedikt XVI.), aber durchaus eine Selbstbezeichnung, mit der der Gott Israels seine Alleinstellung vor allen übrigen Gottheiten der Religionsgeschichte zum Ausdruck bringt. Klaus Berger geht sogar so weit, das Judentum als die „Religion des Namens Gottes“ zu beschreiben.

Gespräche über Gott

So etwas wie die Erfahrung der Gegenwart Gottes erahnt Charles de Foucauld bei den Gesprächen mit seiner Cousine Marie de Bondy. Er kommt immer mehr ins Nachdenken. Allzu geheimnisvoll und unerreichbar kommt ihm der Glaube der jungen Frau vor. Und

doch: „Da diese Frau so klug ist, kann die Religion, an die sie so fest glaubt, nicht eine Torheit sein, wie ich meine.“ Obwohl er sich als ungläubig bezeichnet, betet er: „Mein Gott, wenn es Dich gibt, dann lass mich Dich erkennen.“ Man könnte auch sagen, er will seinen Namen, das heißt sein Wesen erfahren ... Und das geschieht bei seiner einzigartigen Beichte. Der Name Gottes wird in der Absolution über ihn ausgesprochen und er erkennt: Jesus ist der Herr.



Der unaussprechliche Name

JHWH (Jahwe), der Name Gottes, durfte und darf im Judentum nicht ausgesprochen werden. Nur einmal im Jahr, am sogenannten Vershnungsfest, hat der Hohepriester den Namen Gottes im Allerheiligsten des Tempels ausgerufen, um durch die Kraft dieses Namens die Vergebung der Sünden des ganzen Volkes zu erlangen. Um sonst die Aussprache des Namens zu vermeiden, verwendete das Judentum immer die Ersatzlesungen HaSchem („der Name“) oder Adonai („mein Herr“). Die griechische Septuagintabersetzung verwendet für den Gottesnamen durchgehend Kyrios („Herr“).

Es ist bemerkenswert, dass die Bezeichnung Herr bereits im Neuen Testament der Hoheitstitel Christi ist. Um auf Jesus zu verweisen, erklären die Apostel einfach: „Es ist der Herr!“ (vgl. Joh 21,7). Paulus entwirft einen regelrechten Hymnus auf den Namen des Gottmenschen: „Gott hat ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: »Jesus Christus ist der Herr«“ (vgl. Phil 2,9-11).

Ein Name schafft Beziehung

Mit der Offenbarung seines Namens, macht sich Gott ansprechbar, er tritt mit uns in Verbindung und geht eine Beziehung ein – die

durch die Menschwerdung Christi und seiner liebenden Hingabe am Kreuz zum Höhepunkt kommt. „Was am brennenden Dornbusch in der Wüste des Sinai begann, vollendet sich am brennenden Dornbusch des Kreuzes“ (Benedikt XVI.). Wo der Name zunächst unfassbar und unaussprechlich war, verdichtet Gott seine offenbarte Gegenwart immer mehr, bis er schließlich in der heiligen Eucharistie sich selbst in unsere Hände gibt.

Die Beziehung die Gott schenkt, ist eine Beziehung der Liebe, die das Herz bis ins Innerste erfüllt. Charles de Foucauld vermacht seiner Schwester all seinen Besitz, um im Heiligen Land „das verborgene Leben Jesu in Nazareth“ nachzuahmen. Dann tritt er bei den Trappisten ein. Mit 42 Jahren wird er zum Priester geweiht und erkennt gerade durch seinen Dienst im Namen und in der Person Jesu: „Jesus genügt. Wo er ist, fehlt nichts!“

Der missbrauchte Name

Der Name Gottes kann für unsere Zwecke vereinnahmt, missbraucht und so Gott selbst besudelt werden. Von daher verstehen wir die Ehrfurcht und Zurückhaltung, mit der das Judentum dem Namen Gottes eine ganz einzigartige Verehrung darbot. Und wir verstehen auch die Notwendigkeit, dieses Anliegen zu einer Bitte an Gott selbst zu machen. Nur er kann die Gnade schenken, dass das Licht seines Namens in dieser Welt nicht verdunkelt werde, sondern immer heller erstrahle.

„In uns“

Zunächst ist der Sinn der ersten Vaterunser-Bitte die Heiligung des Namens Gottes. Zu recht fragt aber der heilige Cyprian von Karthago: „Von wem könnte Gott geheiligt werden, der doch selbst heilig ist?“ Da unsere Taufgnade durch die Sünde stets bedroht ist, weiß er, dass wir vor allem deshalb mit den genannten Worten beten, „damit diese Heiligung in uns bleibt“. Ähnlich ergänzen die alten Liturgien diese Anrufung gerne mit dem Zusatz „in uns“ – so z.B. die Chrysostomus-Liturgie (~400): „Herr, Erbarmender ... dein Name, der herrlich und heilig ist, werde in uns geheiligt, die wir schwach und irdisch sind.“

Gottes Name in uns

Die Sakramente werden im Namen des dreifaltigen Gottes gespendet. Besonders deutlich ist das bei den Sakramenten der Taufe und der Buße. Sie legen den Namen Gottes auf uns und in uns hinein, indem sie die heiligmachende

Gnade schenken und erneuern. Die um das Jahr 130 entstandene frühchristliche Liedersammlung der Oden Salomos beschreibt dieses liebevolle Umgeben und Einwohnen des Gottesnamens in uns: „Meine Gerechtigkeit zieht vor ihnen her und schützt sie, mein Name wird sie nicht verlassen, denn er ist bei ihnen“ (8,21f). „Du warst bei mir und hast mir geholfen, überall hat mich dein Name schützend umgeben“ (22,6).

Es werde!

Die Formulierung „Geheiligt werde dein Name“ setzt Klaus Berger kühn in Beziehung zum Schöpfungswort „Es werde Licht!“ (Gen 1,3). Bei diesem imperativen Ausdruck wird deutlich, dass das Vaterunser nicht einfach ein oder unser Gebet ist. Es ist das Gebet, dass der Sohn Gottes selbst gelehrt hat, aber auch das Gebet, das der Sohn zusammen mit allen Kindern Gottes an den Vater richtet. Der Gläubige wagt, sich mit seiner schöpferischen Macht zu verbinden. Daher leitet die Liturgie das Vaterunser auch mit den Worten ein: „... wagen wir zu sprechen“.

Der Da-Seiende

Ein Name steht für Identität. Gottes Identität ist es, für uns da zu sein. Mitten dort zu sein, wo wir mit unserem Leid und unseren Sünden stehen. So spricht schon der alttestamentliche Prophet Jesaja: „Er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. ... Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,4-5). Jesus Christus erfüllt diese Gegenwart Gottes für uns bis zum Äußersten. Er, der Gott gleich war, erniedrigt sich und wird gehorsam bis zum Tod (Phil 2,8). Und er steigt nicht herab vom Kreuz (Mt 27,40). Er bleibt da. Er hält aus. Denn es ist unser Kreuz, unser Leid. Ja, wir selbst in all unserer Not. Er hält aus bei uns. Schon der Beter der Psalmen wusste: „Dir vertraut, wer deinen Namen kennt; denn du, Herr, verlässt keinen“ (9,11).

Die Liebe Christi drängt uns (2 Kor 5,14)

Charles de Foucauld drängt es, mehr zu tun. Die Armut der strengen Trappisten genügt ihm nicht mehr: „Mein Herr Jesus, wie schnell wird arm sein, wer Dich aus ganzem Herzen liebt! Denn er wird nicht ertragen, reicher zu sein als der Geliebte.“ Es zieht ihn wieder nach Marokko und dann ins Hoggar-Gebirge Algeriens, wo er in der Wüste unter den muslimischen Tuareg den Namen Gottes verherrlichen

will. Dabei teilt er ihren Alltag. Er beginnt ihr Freund zu werden, ist für all ihre Nöte da. Er lernt ihre Sprache und übersetzt für sie das Evangelium. Sie vertrauen ihm und er wird sie bis zu seinem Tod nicht mehr verlassen. Seine Maxime ist: „Sich in allem fragen, was Jesus an unserer Stelle denken, sagen, tun würde – und so handeln.“

Die Kraft des Namens

Der Name Gottes ist nicht leichtgewichtige Belanglosigkeit, sondern wirksame Tat. Die Wirklichkeit Gottes selbst. Die jüdische Theologie ist geprägt von einem tief spirituellen Verständnis von Sprache. Der Name steht für Gott selbst, seine Macht und Stärke: „Niemand, Herr, ist wie du: Groß bist du, und groß an Kraft ist dein Name“ (Jer 10,6). Der Name Gottes hält, was er verspricht (vgl. Gen 28,15).

Er stirbt mit leeren Händen.

Am 1. Dezember 1916 wird Charles de Foucauld von aufständischen Nomaden erschossen. Am gleichen Tag hat er seiner Cousine Marie de Bondy noch geschrieben: „Unser Zunichtwerden ist das mächtigste Mittel, das wir haben, um uns mit Jesus zu vereinen und Gutes zu tun.“ Am Ende des Lebens hat Charles de Foucauld scheinbar nichts vorzuweisen. Er bekehrt niemanden wirklich, er kann nur einen freigekauften Sklaven taufen, der zwischendurch sogar davonläuft. Er sucht Brüder und Schwestern, die seine Anfänge und die Botschaft weitertragen, aber es kommt keiner.

Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt... (Joh 12,24)

Gott lässt die Saat seines Lebens aufgehen. Als Charles de Foucauld am 13. November 2005 in Rom selig gesprochen wird, zählen 19 verschiedene Gemeinschaften von Priestern, Ordensleuten und Laien zu seiner geistlichen Familie. Er erkannte richtig: „Gott baut aus dem Nichts auf.“

In seinem Namen

Alles, was Jesus tut, tut er im Namen des Vaters. In seinem Namen ist er zu uns gekommen (vgl. Joh 5,43). Seine Werke vollbringt er im Namen des Vaters (vgl. Joh 10,25). Ziel seiner Verkündigung ist die Offenbarung des Namens seines Vaters (vgl. Joh 17,6). Die Apostel wissen um die Heiligkeit und Kraft des Namens Gottes und sie wissen, dass diese Kraft

auch im Namen Jesu liegt. So tun sie alles, was sie tun, im Namen Jesu (vgl. Apg 3,6; 4,10; 16,18). Denn Jesus ist der Herr, der Adonai (vgl. Apg 1,21; 7,59).

In seinem Namen geborgen

Wenn wir beten, dass der Name Gottes geheiligt und insbesondere in uns geheiligt werde, verbinden wir uns mit dem heiligen und heiligenden Gott selbst. Wir bitten ihn, dass er in uns lebe und wir in ihm, in tiefer Einheit. So hat auch Christus für uns gebetet: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sie eins sind wie wir“ (Joh 17,11).

„Jesus ist mein einziges Maß.“ So war Charles de Foucauld in Seinem Namen geborgen. „Wie gut du bist, mein Gott! Wie hast Du mich behütet! Du hast mich unter deinen Flügeln geborgen, während ich nicht einmal an deine Existenz glaubte!“



NEUE HEILIGE

MARGARETE BAYS

DIE SCHNEIDERIN VON SIVIRIEZ

Bei der Seligsprechung sagte Papst Johannes Paul II. über diese Heilige: „Margarete Bays ist eine ganz einfache Frau, mit einem gewöhnlichen Leben, in dem sich jeder von uns wiederfinden kann. Sie hat keine außerordentlichen Dinge vollbracht und daher lebte sie ein stilles Leben auf dem Weg der Heiligkeit. Sie ist ihren Weg demütig mit Gott gegangen und hat jede Handlung ihres Alltags mit Liebe ausgeführt.“ Margarete Bays wurde am 13. Oktober 2019 von Papst Franziskus heiliggesprochen.



VON FR. CHRISTOPH
SCHÖLLER SJM

Der Hof der Familie Bays liegt in der Schweizer Ortschaft Siviriez im französischsprachigen Teil des Kantons Fribourg. Auf der einen Seite des Hauses war der Stall, auf der

anderen die Wohnung der Familie. Hier wurde am Fest Mariä Geburt des Jahres 1815 Margarete geboren. Hier lernte sie die Fertigkeiten, die für das ländliche Leben des 19. Jahrhunderts nötig waren: Handarbeiten, Kochen und alle anderen Dinge des Haushaltes. Nebenbei machte Margarete eine Ausbildung zur Schneiderin.

Dieses Handwerk hat sie ihr ganzes Leben lang ausgeübt. Sie stand morgens um 3 Uhr auf, um am Spinnrad zu arbeiten. Nachdem sie zur heiligen Messe gegangen war, lieferte sie dann mit dem Rosenkranz in der Hand die Kleidungsstücke aus.

„Ich bete auf andere Weise“

Margarete wurde von den Bauern geschätzt, weil sie sich für die Sorgen der Familien interessierte und manchen guten Rat geben konnte. Gebet und Arbeit gingen bei Margarete Bays Hand in Hand. Die Bauern sagen über sie: „Sie war ganz zufrieden, wenn sie arbeitete.“ Weil sie nicht heiratete, fragte man sie, ob sie nicht in ein Kloster eintreten wolle. Sie antwortete einfach: „Nein, ich bete auf andere Weise.“ Sie hatte allerdings die Erlaubnis ihres Bischofs, die Klausur eines nahegelegenen Zisterzienserinnenklosters zu betreten, um dort an den Jahresexerzitien teilzunehmen. Sie war auch Mitglied im Dritten Orden der Kapuziner, die im 5 Kilometer entfernt gelegenen Romont ein Kloster hatten. Hier lernte sie die franziskanische Spiritualität kennen, die ihr Leben prägte: Margarete Bays lebte einfach, sie gab vieles an Bedürftige weiter und behielt nur das Nötigste für sich. Es kam vor, dass ein armes Kind des Dorfes ganz umsonst von ihr neu eingekleidet wurde. Auch die Kranken lagen ihr am Herzen, sie besuchte sie zu Hause, um ihnen Trost und Hilfe zu spenden. Alle Begegnungen des Alltags waren für sie Apostolat. Als ihr die spätere Frau ihres Bruders immer wieder zusetzte, kommentierte sie humorvoll: „Was wollt ihr? Der

gute Gott lässt das zu. Ich brauche jemanden, an dem ich wachsen kann. Wenn ich sie nicht hätte, müssten wir jemanden bezahlen, der diese Aufgabe übernimmt.“

Margarete liest die Bibel

Margarete kannte die Bedrängnisse der Kirche in der Zeit nach der französischen Revolution und dem Kulturkampf. Sie unterstützte Papst Pius IX. im Gebet und las seine Enzykliken. Über ihrem Bett hing ein Bild, das die Päpste als Nachfolger Petri zeigte, in der Mitte mit Maria als Mutter der Kirche. Was für diese Zeit außergewöhnlich war: Margarete las zuhause die Bibel. Aus Angst vor Fehlinterpretationen war der Zugang zur Heiligen Schrift für Laien damals eingeschränkt. Margarete Bays stand aber über den Dritten Orden eine Bibliothek bei den Kapuzinern zur Verfügung. So hatte sie das Glück, die Evangelien und andere geistliche Bücher zu Hause lesen und betrachten zu können.

Margarete und die Kinder

In der Zeit vor Weihnachten baute Margarete in ihrem Zimmer eine Krippe auf. Sie gestaltete nicht nur den Stall von Bethlehem, sondern auch Kreuzigung und Auferstehung Jesu. Jung und Alt kamen, um die Szenen zu sehen. Dann erzählte Margarete von der Geburt des Erlösers und betete mit den Besuchern ein Gesätzchen vom Rosenkranz. Den Kindern gefiel besonders der Esel neben der Krippe, der einen beweglichen Kopf hatte. Im Laufe der Jahre wurde diese Krippendarstellung als „Margaretes Weihnachten“ bekannt.

Jeden Sonntagnachmittag nach der Vesper spazierte Margarete mit den Kindern des Dorfes zur Marienkapelle im Wald. Unterwegs wurde gemeinsam gebetet und gesungen. Und auf dem Rückweg spielten sie zwischen den großen Bäumen des Waldes, bis abends die Kinder nach Hause zurückkehrten.

Göttliche Erleuchtung

Margarete Bays war auch oft alleine

zum Gebet bei der Marienkapelle oder in der Kirche des Dorfes. Die Leute bewunderten sie wegen ihrer tiefen Andacht beim Gebet. Man sagte, ihr Rosenkranz sei „an der Hand angewachsen“, weil man sie meist betend antraf. Sie sagte zu den Menschen: „Macht es wie ich, betet den Rosenkranz und es wird gut.“ Als man sie für ihre Frömmigkeit lobte, sagte Margarete: „Beten wir füreinander. Bittet für mich Arme um die Liebe Gottes, ich habe sie sehr nötig.“

Immer mehr Menschen besuchten Margarete im Laufe der Jahre zu Hause, um von ihr Rat und Zuspruch zu erhalten, weil sie überzeugt waren, dass sie in besonderer Weise von Gott erleuchtet sei. Die Novizenmeisterin des befreundeten Klosters war sich einmal unsicher über die Berufung einer Novizin. Sie befragte Margarete dazu, die antwortete: „Seien Sie beruhigt. Diese Novizin hat eine Berufung, ihr Charakter wird sich Stück für Stück bessern. Sie kann zu den Gelübden zugelassen werden.“ Die Novizin machte also ihre Gelübde, aber nach einem ganzen Jahr zeigten sie keine persönlichen Fortschritte. Die Novizenmeisterin machte Margarete Bays auf ihren Irrtum aufmerksam. Diese antwortete: „Haben sie Geduld. Diese junge Frau wird sie noch zufrieden stellen.“ Und tatsächlich war die junge Ordensfrau später durch ihre Hingabe und ihre Fertigkeiten eine wichtige Stütze der Gemeinschaft. Einmal brachte Margarete die Nachricht ins Kloster, dass die Mutter einer Ordensschwester seit fünf Jahren im Fegefeuer war. Sie betete gemeinsam mit der Schwester den Kreuzweg, danach sagte sie: „Seien sie jetzt im Frieden, beunruhigen sie sich nicht mehr. Ihre Mutter ist im Himmel.“

Der Oberin der Zisterzienserinnen war die fromme Nichte von Margarete Bays, die Mariette hieß, aufgefallen. Sie meinte, sie würde gut in das Kloster passen. Doch Margarete erwiderte: „Nein, sie braucht einen guten Ehemann. Aber ihre Tochter wird zu euch kommen.“ Tatsächlich: Drei Jahre nach dem Tod von Margarete Bays heiratete Mariette. Sie bekam eine

Tochter, die später bei den Zisterzienserinnen eintrat und dort Äbtissin wurde.

Als Margarete wegen ihres Wissens von zukünftigen Dingen selbst von den Zisterzienserinnen bewundert wurde, wandte sie sich an die Oberin: „Warum lasst ihr die Schwestern zu mir kommen? Sie kennen mich nicht, sagt ihnen, dass ich eine arme Sünderin bin.“ Ein Priester bat sie einmal nach seinem Vortrag um ihren Kommentar. Margarete antwortete einfach: „Wir müssen alles zur Ehre Gottes tun.“



Wunderbare Heilung

Mit 39 Jahren erkrankte Margarete Bays an Darmkrebs. Drei Monate lang lag sie auf dem Krankenbett, schließlich gab der Arzt sie auf. Margarete hatte keine Angst vor dem Tod, aber die ständigen Untersuchungen waren ihr unangenehm. Daher bat sie den Herrn ihr ein weniger peinliches Leiden zu schicken, das sie mehr mit ihm vereinigen würde. Dann kam der 8. Dezember 1854, an dem Papst Pius XI. das Dogma der Unbefleckten Empfängnis Mariens verkündete. An diesem Tag wurde Margarete Bays auf wunderbare Weise von ihrer Krankheit geheilt. Als die Familie vom Kirchenbesuch zurückkehrte, fand sie Margarete ohne Beschwerden auf dem Ofen sitzend vor. Nach diesem Ereignis reduzierte Margarete ihr apostolisches Engagement, um noch mehr für das innere Gebet und die Kontemplation zu leben.



Umformung in Christus

Kurz nach ihrer wunderbaren Heilung erhielt Margarete Bays die Wundmale Jesu. Margarete selbst wollte wenig darüber sprechen. Doch es fiel auf, dass sie jede Woche von Donnerstagabend bis Freitagnachmittag im Bett lag und litt. Außerdem trug sie jetzt ständig fingerlose Handschuhe, selbst im Sommer. Verwandte und Bekannte erlebten, wie sie die Passion Christi mitempfand. Nach und nach verbreitete sich die Kunde von den besonderen Ereignissen um Margarete Bays im Örtchen Siviriez. Ein Augenzeuge berichtet: „Die Stigmata an ihren Händen waren wie eine Rötung, auf der Handfläche und auf dem Handrücken. Freitags war die Rötung besonders stark.“ Die Wundmale des Herrn waren für ihre Umwelt faszinierend. Man sprach von Margarete als der „Heiligen von Siviriez“. Als ein Kind sie vorbeigehen sah, meinte es: „Aber sie hat ja gar kein Licht auf dem Kopf wie auf den Heiligenbildern.“ Die Mutter entgegnet: „Doch, sie ist eine Heilige. Ihre Hände und Füße sind durchbohrt wie die vom lieben Gott.“ Für Margarete hingegen waren die Wundmale Ausdruck für die vertiefte innere Beziehung zu Jesus Christus. Durch die Stigmata wollte Gott sie seinem Sohn besonders ähnlich machen. Jeden Freitag ab 15 Uhr litt Margarete Bays innerlich, der Zustand dauerte ca. bis 16:30 Uhr. Der Pfarrer des Ortes war gewöhnlich dabei anwesend. Margarete sprach dabei

nicht viel, nur folgende Worte wurden notiert: „Oh, die Liebe. Die Liebe, die nicht verstanden wird...Die Liebe, die nicht geliebt wird...Bitten sie für mich um diese Liebe, ich habe sie nicht. Er kann so schwer zu mir kommen.“ Nach dieser leidensvollen Phase fiel Margarete in eine Entrückung, aus der sie nach einer halben Stunde gestärkt wieder erwachte. Nach dem Leiden durfte sie auch an der Freude der Auferstehung teilhaben.

Nach einiger Zeit wurde ein Arzt geschickt, der das Phänomen kritisch untersuchen sollte. Er wollte beweisen, dass Margarete die Entrückung nur vortäuschte. Zuerst schob er eines seiner Instrumente in ihre Nase und unter die Augenlider, dann hielt er eine brennende Kerze an ihr Gesicht. Er hob einen ihrer Arme, der wieder auf das Bett zurück fiel. Er setzte Margarete auf, sie fiel zurück. Er tat so, als ob er Margarete Blut abnehmen wolle, aber sie reagierte auch hier nicht. Dann gab der Assistent des Arztes laut zu Gehör, man werde jetzt Margarete alle Haare abschneiden. Aber weder das Geräusch der klappernden Schere noch die Belustigung der Umstehenden weckten Margarete Bays auf. Der Arzt gab zu: „Hier handelt es sich um eine außergewöhnliche Sache. Ich bin gezwungen zu glauben.“

Der Engel der Eucharistie

Margarete Bays konnte wegen den Stigmata nicht mehr viel zu Fuß

unterwegs sein, weder für ihr Schneiderhandwerk noch in apostolischer Mission. Aber wenn sie ans Bett gefesselt war, kamen die Menschen einfach zu ihr. Wenn zu viele Besucher kamen, übernahm ihr Bruder Claude die Rolle eines Türstehers und wies diejenigen ab, die nur auf Sensationen aus waren. Wegen ihrer Schwäche konnte Margarete die heilige Messe manchmal nicht besuchen, die Pfarrkirche war 1,5 Kilometer vom Haus der Familie entfernt. Es wird berichtet, dass ihr zu einer solchen Gelegenheit ein Engel die heilige Kommunion in ihrem Zimmer reichte.

Die letzten Jahre

Die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte Margarete Bays mehr und mehr in Stille und innerer Einkehr. Doch ihre Stigmata erregten weiterhin Aufsehen bei den Menschen. Daher bat Margarete den Herrn, ihr die Wundmale wieder zu nehmen. Und sie wurde erhört: Die Wundmale waren von nun an nicht mehr zu sehen, obwohl sie weiterhin spürbar waren. Margarete Bays starb mit 63 Jahren am Freitag der Oktav des Herz-Jesu Festes gegen 15 Uhr.

Eine ganz normale Schneiderin

Margarete Bays war eine Heilige der Nächstenliebe. Sie war Mystikerin, die in besonderer Weise in das Leben mit Jesus Christus hinein genommen wurde. Vor allem aber trat bei ihr die Normalität ihres Lebens hervor. Sie hätte in ein Kloster eintreten können, entschied sich aber für das einfache Leben einer unverheirateten Schneiderin. Sie wollte nicht die Aufmerksamkeit der Massen, sondern eine Bewohnerin des Dorfes wie alle anderen sein. Die heilige Margarete Bays zeigt, dass Heiligkeit kein Privileg für besondere Menschen ist. Die Zeitgenossen der heiligen Margarete Bays sagten, dass sie vom Vertrauen auf Gott getragen wurde. Sie vergaß sich selbst ganz in der Liebe zu Gott. Und wenn sie sprach, spürte man, dass ihre Gedanken immer bei Gott waren. Gott war ihre Leidenschaft.

GOTTES BUND MIT DEN MENSCHEN

Von der Beschneidung Abrahams bis zur Kreuzigung Christi

Teil 2: Der Neue Bund

VON P. DOMINIK HÖFER SJM

Rückblick auf Teil 1:

Die Beschneidung im AT

Bemerkenswert ist die Ankündigung im Alten Testament, dass Gott selbst unsere Herzen beschneidet (Dtn 30,6). So wie Gott wollte, dass jeder hebräische Vater alle seine Söhne und alle Männer seines Haushaltes beschneidet, so wollte Gott, der Vater jedes christlichen Kindes, dass die Herzen seiner Kinder beschnitten werden! Warum hätte sonst Paulus ausgerufen: „Denn die Beschnittenen sind wir, die wir im Geist Gottes dienen und uns in Christus Jesus rühmen und nicht auf irdische Vorzüge vertrauen...“ (Phil 3,3).

Dieser Gedanke soll kurz vertieft werden:

Der Katechismus (KKK 1150) deutet an, dass die Beschneidung ein Vorausbild der Taufe war. Im Alten Bund war die Beschneidung der Initiationsritus, der eine Person in einen Bund mit Gott brachte. Ebenso ist die Taufe der Initiationsritus, bei dem eine Person ein Kind Gottes wird. Aber in keinem Fall endet die Geschichte dort. Weil der Mensch einen freien Willen hat, muss er sich ständig in seiner Liebe

zu Gott erneuern und sich durch Treue Gott gegenüber im Bund mit Gott halten. Deshalb hat Gott im Alten Bund die Menschen immer wieder aufgerufen, ihre Herzen zu beschneiden, obwohl ihr Fleisch bereits beschnitten war. Darum wird der hl. Paulus ziemlich deutlich: „Jude ist nicht, wer es nach außen hin ist; und Beschneidung ist nicht, was sichtbar am Fleisch geschieht; sondern Jude ist, wer es im Verborgenen ist, und Beschneidung ist, was am Herzen durch den Geist, nicht durch den Buchstaben geschieht. Der Ruhm eines solchen Juden kommt nicht von Menschen, sondern von Gott“ (Röm 2,28f).

Aber aufgrund des Erlösungswerkes Christi werden wir bei der Taufe von der Erbsünde befreit und beginnen bereits ein Leben für und mit Gott – mit Herzen, die vom Vater beschnitten wurden. Vielleicht dürfen wir Christen die Beseitigung der Erbsünde in unserer Taufe deuten als die Beschneidung, die Gott seinem Volk in Deuteronomium 30,6 verspricht.

Und doch haben wir eben einen freien Willen, so dass auch wir Christen uns kontinuierlich für die Beschneidung des Herzens entscheiden müssen.



Die Kreuzigung Christi

Unter Berücksichtigung der Beschneidung des Herzens betrachten wir nun, was nach der Kreuzigung unseres Herrn geschah (Joh 19,32-34). Nach den Evangelien mussten die Soldaten die Kreuzigung beenden und sicherstellen, dass die beiden Räuber und Christus gestorben waren. Also brachen die Soldaten den Räubern die Beine, um schnell den Tod zu bringen, aber als sie zu Jesus kamen, sahen sie, dass er bereits gestorben war. Um gewiss zu sein, durchbohrte ein Soldat seine Seite mit einer Lanze. Und dann sagt uns die Schrift, dass



Blut und Wasser aus seiner Seite „sprudelten“. Das ist überraschend, denn man würde erwarten, dass Blut aus einer Wunde austritt, aber nicht auch Wasser.

Warum flossen Blut und Wasser aus Seiner Wunde?

Ein Teil der Antwort ist, dass Jesus Christus der neue Adam ist – man denke hierbei an die Topographie der Grabeskirche, wo das Heilige Grab Jesu direkt neben dem Adamsgrab liegt. So wie Adam in einen tiefen Schlaf versetzt wurde, während eine Rippe von seiner Seite entfernt und Gott aus dieser Rippe Eva geformt hatte, Adams Braut, so ließ Christus im tiefen Schlaf des Kreuzestodes seine Seite durch die Lanze öffnen und daraus wurde die Kirche, seine Braut, geformt. Die Kirchenväter haben stets gelehrt, dass das Blut und das Wasser, welche von seiner Seite flossen, die Sakramente der Taufe und der Eucharistie symbolisieren. Als Adam Eva das erste Mal sah, rief er laut (Gen 2,23): „Dies endlich ist Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch!“ Als Christi Braut ist die Kirche aus seiner Seite geboren, geboren aus seinem Fleisch und Blut und seinem Willen. Und so ist die Öffnung seiner Seite ein sehr bedeutungsreiches Symbol.

Wir können uns dennoch fragen: Warum floss auch Wasser aus seiner Seite? Aus einer Wunde an der Seite eines Menschen tritt Blut aus, aber kein Wasser. Aber weil auch Wasser aus seiner Seite floss, wissen wir, dass nicht nur seine Seite geöffnet war, sondern dass die Lanze des Soldaten das Herz Jesu erreichte. Um jedes menschliche Herz gibt es einen Herzbeutel. Dieses sogenannte Perikardium enthält Wasser und bildet eine Wand um das menschliche Herz. Es ist unmöglich, das menschliche Herz zu erreichen, ohne das Perikardium zu durchdringen. Als der Soldat die Seite Christi durchbohrte, wurde dieser Herzbeutel durchbohrt - und Wasser floss daraus; und sein heiliges Herz wurde durchbohrt - und schüttete Blut aus. Stellvertretend für alle Sünder wurde das Herz Jesu „beschnitten“, weil sowohl die Außenwand, das Perikardium, als auch die Wand des Herzens selbst, das Epikardium, durchschnitten worden waren!

Gott hatte sein Volk seit Tausenden von Jahren gebeten, die Vorhaut ihres Herzens zu beschneiden. Ist es nicht deutlich, dass das buchstäbliche physische Stechen in das Herz Jesu unsere Aufmerksamkeit auf den Gedanken

der Beschneidung des Herzens lenken soll, die Gott seinem Volk seit Tausenden von Jahren vor Augen geführt hat? Wenn ja, lehrt uns Gott hier, was ein beschnittenes Herz ist. Gott offenbart durch die physische Beschneidung des Herzens seines Sohnes, dass die Disposition des Herzens Jesu das ist, was Gott immer von seinem Volk gewünscht hat.

„Beschneidung“ im Neuen Bund

Christus, der Sohn Gottes, kennt das Verlangen des Vaters nach einem beschnittenen Herzen und kommt dem Wunsch seines Vaters nach. Der Sohn möchte die Kinder seines Vaters – uns – auf eindringliche Weise daran erinnern, dass der Vater unser Herz ersehnt. Aber er fordert ein Herz einer ganz bestimmten Art: ein Herz ohne Barrieren, List, Sturheit zwischen uns und Gott; ein Herz, das genügend vertraut, um zu gehorchen. Das hat Er immer ersehnt und der Neue Bund hebt dieses Verlangen nicht auf. Gottes Wünsche verschwinden nicht mit dem Beginn des Neuen Bundes.

Stattdessen macht es der Neue Bund einfacher, Gottes Sehnsucht zu erfüllen

Und so sehen wir eine weitere Gabe des Sohnes an den Vater – diese besteht darin, zuerst dem Verlangen seines Vaters selbst nachzukommen und dann mitzuteilen, dass sein Lebensopfer im Neuen Bund es allen Kindern Gottes ermöglicht, ein beschnittenes Herz zu erlangen. Während Jesus den Neuen Bund „heraufführt“, möchte er uns erkennen lassen, dass er immer schon ein Abschneiden unseres „alten Fleisches“ mit all seiner Sturheit und Rebellion, mit seinem harten Nacken und seiner Weigerung zu vertrauen, gewollt hat. Es ist auch hier ersichtlich, dass der Herr uns niemals bittet, etwas zu tun, was er selbst nicht aushalten will. Ja, wir können sagen, am Kreuz hat Jesus sein Herz öffnen lassen, er hat es gewissermaßen beschneiden lassen.

Weiterführende Gedanken

Dieses schöne Symbol ist eine unerschöpfliche Goldmine zum Nachdenken, aber drei Punkte scheinen noch wichtig zu sein:

Erstens möchte Jesus, dass wir sehen, wie er seinem Vater sein Herz offenlegt. Es ist schmerzlich klar, dass er den Plänen seines Vaters keinen Widerstand entgegengesetzt. Sein Herz ist völlig verletzlich und biegsam. Sein Herz ist völlig dem Willen seines Vaters überlassen. Es gibt keine Verbitterung oder Ver-

härtung. Diese Art der Beschneidung lässt ein menschliches Herz und eine menschliche Seele den Herrn mit Hingabe lieben. Ein kindliches Herz soll verletzlich und unverhüllt sein – ohne den Schutz einer Verteidigungsmauer. Die Blöße des Herzens bietet dem Herrn einen geraden Weg. Christus drückte es kurz und bündig aus (Mt 5,8): „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Ist „reines Herz“ nicht eine gute Definition für „beschnittenes Herz“? Und die Verheißung, dass der Herzensreine Gott sehen wird, gilt für den Beschnittenen des Herzens, der nicht durch Misstrauen oder Arglist geblendet ist und in der Lage ist, Gott in allen Umständen zu „sehen“.

Zweitens offenbart Gott uns, indem er das Herz Jesu beschneidet, dass er alle Hindernisse zwischen sich und uns, zwischen seinem und unserem Herzen beseitigt hat. Durch die Beschneidung seines Herzens möchte er uns zeigen, dass es von seiner Seite aus keine Barriere mehr für seine Liebe zu uns gibt. Dieses Symbol ähnelt in etwa dem Vorhang im Tempel, der zwischen dem Volk und dem Allerheiligsten hing und bei Christi Tod auf wundersame Weise auseinandergerissen wurde. Gott betont mit diesen beiden Ereignissen, dass er sich seinen Kindern vollständig zugänglich gemacht hat. Unsere beschnittenen, gereinigten Herzen sind daher zu einer innigen Verbindung mit seinem heiligen Herzen fähig.

Eine **dritte** Erkenntnis, auf die das Durchdringen der Seite Christi hinweist, ist, dass das Herz Christi auch nach seinem Tod weiterhin verwundet wird. Es ist bezeichnend, dass das Herz Christi durchbohrt wurde, nachdem er schon tot war. Nach den Worten Christi an die heilige Margareta Maria Alacoque (1647-1690) rührte der schlimmste Teil seines Leidens aus den Verwundungen von lauen Seelen her, aus ihrer Gleichgültigkeit ihm gegenüber. Darum liegt auch hierin ein tieferer (so genannter geistlicher) Sinn der Heiligen Schrift, dass Jesus nach seinem Tod auf diese Weise verwundet wurde. Denn Jesu Herz wird tatsächlich seit seiner Kreuzigung auf vielerlei Weise von den Sünden der Menschen unablässig verwundet (vgl. die liturgischen Texte des Herz-Jesu-Festes). So wollen wir voll Dankbarkeit mit der Kirche beten:

Gütiger Gott, aus dem geöffneten Herzen Deines Sohnes kommt die Fülle des Erbarmens. Hilf uns, dass wir seine Liebe nicht ohne Antwort lassen. Darum bitten wir durch ihn, Christus, unsern Herrn. Amen.



Im Frankfurter Dom wird der Synodale Weg am 30. Januar 2020 offiziell eröffnet.

BRINGT DER SYNODALE WEG DER KIRCHE EINE NEUE SEXUALMORAL?

VON P. MARKUS CHRISTOPH SJM

In einem Vortrag anlässlich der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) am 13. März 2019 stellte Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff fest, dass „zentrale Aussagen der kirchlichen Sexuallehre bei vielen Menschen heute auf Gleichgültigkeit oder offene Ablehnung stoßen.“ (S. 1. Alle folgenden Seitenangaben beziehen sich auf diesen Vortrag, der auf der Homepage der DBK zugänglich ist.) Gleichzeitig machte er konkrete Vorschläge zu – nach seinen Worten – notwendigen „inhaltlichen Revisionsarbeiten am Gebäude der kirchlichen Sexualmoral“ (S. 4). Dazu zählt er eine positive Wertschätzung von bestimmten Fällen außerehelicher Sexualität, Selbstbefriedigung (self-sex), künstlichen Verhütungsmitteln und gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. Schockenhoffs Überlegungen wurden vom Forum „Sexualmoral“ des Synodalen Weges übernommen und als Mehrheitsmeinung in einem Arbeitspapier publiziert. Im Hinblick auf den Synodalen Weg, der am ersten Adventsonntag eröffnet wurde, lohnt sich eine nähere Beschäftigung mit Schockenhoffs Thesen.

Die Polyvalenz der menschlichen Sexualität

Nach Schockenhoff hat die Kirche die Erkenntnisse der gegenwärtigen Sexualwissenschaften bislang nicht ausreichend rezipiert. Zur Erklärung: Die aktuellen Humanwissenschaften unterscheiden vier verschiedene Sinn-dimensionen der menschlichen Sexualität: (a) Lustfunktion: Sexualität befriedigt das eigene Begehren. (b) Beziehungsfunktion: Sex stärkt die Bindung zwischen Partnern. (c) Identitätsfunktion: das Sich-vom-anderen-begehrt-Wissen hebt das Selbstwertgefühl. (d) Fortpflanzungsfunktion: Sexualität ist auf Zeugung von Nachkommenschaft ausgerichtet (vgl. S. 5). Das Forum „Sexualmoral“ des Synodalen Weges übernahm diese Unterscheidung unter dem Stichwort „Polyvalenz“ der Sexualität, was man mit „Mehrdimensionalität“ übersetzen könnte. – Freilich, nicht jede sexuelle Begegnung verwirklicht alle vier Dimensionen; nicht jeder Sexualakt ist fruchtbar. Allerdings darf eine sexuelle Handlung nach bisherigem kirchlichem Verständnis keinen wesentlichen Sinngehalt von Sexualität explizit ausschließen. Sex zu wollen und gleichzeitig Fortpflanzung

durch einen direkten Eingriff unmöglich zu machen, ist nach kirchlicher Lehre moralisch nicht erlaubt.

An diesem Punkt setzt Schockenhoff an und schlägt eine erweiterte Sichtweise vor, gemäß der „eine verantwortliche Gestaltung menschlicher Sexualität zwar die Integration aller Sinnwerte in das eigene Sexualverhalten fordert, einzelne sexuelle Handlungen aber auch dann bejahenswert bleiben, wenn sie nicht alle Faktoren zugleich realisieren.“ (S. 6) Wenn in einer Beziehung eine grundsätzliche Offenheit für Kinder bestehe, z.B. in Form eines Kinderwunsches für spätere Zeit, dann sei damit die Fortpflanzungsfunktion von Sexualität prinzipiell bejaht. Wenn unter dieser Voraussetzung die Sexualpartner bei einer konkreten Begegnung die Fruchtbarkeit durch künstliche Verhütungsmittel direkt ausschließen, so bejaht nach Schockenhoff ihre Gesamtgestaltung der Sexualität doch weiterhin alle vier Dimensionen, und damit kann die konkrete Handlung moralisch einwandfrei bleiben. Auch Akte der Selbstbefriedigung, die nur die Lustdimension von Sexualität realisieren, lassen sich auf diese Weise positiv bewerten, solange die Aspekte der Beziehung und Fortpflanzung auf andere Weise bejaht bleiben. Moralisch bewertet wird letztlich nicht die Einzelhandlung, sondern das Gesamtverständnis von Sexualität, das eine Beziehung prägt.

Vordergründige Plausibilität ... und ihre inneren Schwierigkeiten

Auf den ersten Blick scheint der Ansatz plausibel. Gilt nicht auch beim Essen, dass – solange die Ernährung aufs Ganze gesehen stimmt – zwischendurch auch ein Schokoladenriegel oder eine Schweinshaxe dabei sein darf? Nicht jede Mahlzeit muss alle Sinngehalte von Nahrungsaufnahme verwirklichen – gesunde Ernährung, Genuss des Geschmacks, Ausdruck von Gemeinschaft. Wer gelegentlich nur deshalb isst, weil es schmeckt, ohne an Gesundheit zu denken, oder wer nur aus Hunger isst, ohne auf Geschmack zu achten, der sündigt nicht, weder gegen die Moral, noch gegen die schlanke Linie. Warum soll es bei der Sexualität anders sein?

Doch beim genaueren Hinsehen wird klar, dass der Ansatz zu kurz greift. (Das folgende Beispiel hinkt natürlich, aber es macht einen wichtigen Punkt klar.) Umweltschutz setzt sich beispielsweise auch aus vielen Facetten zusammen: sparsamer Umgang mit

Ressourcen, Reduzierung von Treibhausgasen, Erhalt der Artenvielfalt usw. Wer Umweltschutz ernstnimmt, muss alle Sinngehalte im Blick behalten, und zwar nicht nur als allgemeine Grundhaltung, sondern in jeder einzelnen Handlung. Eine zu 100 Prozent CO₂-neutrale Technologie, die extrem viel Energie verbraucht, d.h. die einerseits den Sinngehalt der CO₂-Reduzierung verwirklicht, aber gegen den Sinngehalt der Ressourcenschonung verstößt, wäre kein wirklicher Beitrag zum Naturschutz, sondern eine weitere Umweltsünde. Würde Annalena Baerbock – frei nach Schockenhoff – erklären, dass „eine verantwortliche Gestaltung von Umweltschutz zwar die Integration aller Teilaspekte von Umweltschutz in das eigene Gesamtverhalten fordert, einzelne Umweltschutzhandlungen aber auch dann bejahenswert bleiben, wenn sie nicht alle Faktoren zugleich realisieren“, wäre das ein absurdes Grundprinzip. Wohlgedenkt: Natürlich kann nicht jede einzelne grüne Initiative alle Gesamtaspekte von Umweltschutz direkt fördern. Eine konkrete CO₂-Reduzierung muss nicht gleichzeitig die Artenvielfalt vermehren. Aber sie darf nicht auf Kosten der Artenvielfalt oder auf Kosten eines sparsamen Umgangs mit Ressourcen geschehen. Sie darf die anderen Aspekte von Umweltschutz nicht unterminieren. Auch die traditionelle Sexualmoral der Kirche ist sich bewusst, dass nicht jeder sexuelle Akt alle Sinndimensionen direkt verwirklichen kann. Nicht bei jeder Begegnung kommt es zur Zeugung. Aber die Einzelhandlung darf die verschiedenen Dimensionen von Sexualität nicht direkt ausschließen und verhindern – und genau diese Möglichkeit will Schockenhoff eröffnen.



Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff

Die diskutierten Thesen sind doch weniger plausibel als zuerst gedacht. Genau besehen lässt sich der Ansatz auch nicht auf das Beispiel der Ernährung anwenden. Zwar stimmt, dass Nahrungsaufnahme nicht immer alle möglichen Sinndimensionen realisiert, aber auch sie darf keine Sinndimension direkt ausschließen. Ja, es ist möglich, nur zum Genuss zu essen ohne an Sättigung zu denken. Aber wer aus Genussgründen isst und zugleich die Funktion der Sättigung ausschließt, wie von antiken Gelagen berichtet wird, pervertiert Sinn und Würde menschlichen Essens.

Die Bejahung aller vier Sinndimensionen von Sexualität als bloße Grundhaltung kann nicht die Bedeutung der Einzelhandlung ersetzen. Die traditionelle Lehre ist keine pedantische „Aktmoral“, die kleinlich an einzelnen Handlungen oder äußerlichen Faktoren hängt und sich in naturalistischen Engführungen verirrt, sondern sie nimmt lediglich die konkreten Handlungen des Menschen ernst.



Logo des Synodalen Wegs in Deutschland

Aufwertung der Sexualität ... oder inflationäre Entwertung?

Schockenhoffs erklärtes Ziel ist eine positive Sicht von Erotik, sexueller Lust und Geschlechtlichkeit durch das Lehramt der Kirche. Seine Argumentation führt jedoch zum Gegenteil, nämlich zu einer Entwertung und Banalisierung von Erotik. Der einzelne Akt der geschlechtlichen Begegnung ist nur noch Mittel zur Verwirklichung des sexuellen Gesamtverhaltens; er ist nicht mehr selber „totale Ganzhingabe“ oder „totale Ganzannahme“ des anderen, sondern wird zum beliebigen

interpretierbaren Ausdrucksmittel, das einmal für „Lustgewinn“ steht (z.B. bei Selbstbefriedigung), ein andermal der Beziehungsstärkung dient (beim vorehelichen Verkehr oder bei praktizierter Homosexualität), wieder ein andermal die Haltung „Ich schenke mich dir für immer“ bedeutet (bei der Ehe, für Schockenhoff die „Höchstgeltung“ von Sexualität). Die sexuelle Begegnung selbst ist nur noch „Rohmaterial“, ohne intrinsische Bedeutung, in ihrer Geltung jeweils abhängig von der momentanen Intention der Sexualpartner.

Folgt man dem Ansatz Schockenhoffs, lassen sich viele sexuelle Handlungen moralisch legitimieren, die bisher negativ qualifiziert waren. Aber wird Sexualität und sexuelle Lust damit aufgewertet? Im Gegenteil. Schockenhoffs Vorschlag ist vergleichbar mit dem Versuch, die Akzeptanz des europäischen Bio-Siegels für Lebensmittel dadurch zu steigern, dass man einfach die Anforderungen des Siegels senkt. Das Siegel könnte zukünftig z.B. für Produkte von Landwirten stehen, die sich – wieder frei nach Schockenhoff – zum Grundsatz bekennen, dass „eine verantwortliche Gestaltung der biologischen Lebensmittelerzeugung zwar die Integration aller Biosiegel-Kriterien in das eigene Gesamtverhalten fordert, einzelne Produkte aber auch dann biosiegelwürdig bleiben, wenn sie nicht alle Kriterien zugleich realisieren.“ Für den Erhalt des Siegels wäre es dann ausreichend, dass jedes Produkt wenigstens ein Kriterium erfüllt, solange der Landwirt die ganze Liste der Anforderungen grundsätzlich bejaht. Eine solche Umdeutung des Biosiegels brächte mit einem Schlag mehr „Bioprodukte“ auf den Markt. Die konventionelle Landwirtschaft würde sofort negative Vorbehalte gegen das Biosiegel aufgeben. Aber das Zertifikat wäre kein Biosiegel für Bioprodukte mehr, sondern ein „Biosiegel“ (in Anführungszeichen) für „Bioprodukte“ (in Anführungszeichen). Das Siegel wäre radikal entwertet.

Eine solche Neuinterpretation schlägt Schockenhoff für die Sexualmoral vor. Der einzelne sexuelle Akt trägt für ihn keine unbedingte, von der Natur her bestimmte Bedeutung mehr; er drückt nicht notwendig „Ganzhingabe“ oder „Ganzannahme“ aus, sondern wird herabgestuft als Mittel zur Verwirklichung eines beliebigen Einzelaspekts von Sexualität. Gegenüber dem bisherigen Verständnis würde Sexualität in ihrer Wertigkeit nicht gesteigert, sondern banalisiert.

Papst Franziskus und seine Vorgänger

Vor einer solchen Entwertung hatte bereits Papst Benedikt XVI. ausdrücklich gewarnt, als er in seiner Enzyklika *Deus caritas est* schrieb: Der Mensch heute „betrachtet nun den Leib und die Geschlechtlichkeit als das bloß Materielle an sich, das er kalkulierend einsetzt und ausnützt. Es erscheint nicht als Bereich seiner Freiheit, sondern als ein Etwas, das er auf seine Weise zugleich genussvoll und unschädlich zu machen versucht. In Wirklichkeit stehen wir dabei vor einer Entwürdigung des menschlichen Leibes, der nicht mehr ins Ganze der Freiheit unserer Existenz integriert, nicht mehr lebendiger Ausdruck der Ganzheit unseres Seins ist, sondern gleichsam ins bloß Biologische zurückgestoßen wird.“ (*Deus caritas est*, Nr. 5) Über 20 Jahre zuvor hatte schon Papst Johannes Paul II. von einer Entwertung und Erniedrigung der menschlichen Sexualität gesprochen, wenn sie nicht als Akt der Ganzhingabe gelebt wird (vgl. *Familiaris Consortio*, Nr. 32). Von solchen Äußerungen des Lehramts grenzt sich Schockenhoff ausdrücklich ab und verweist stattdessen als „Lichtblick“ auf das Nachsynodale Schreiben *Amoris Laetitia* von Papst Franziskus, das „wie kein lehramtliches Dokument zuvor die erotische Dimension der Liebe (...) positiv würdigt.“ (S. 4) Doch wer das Kapitel „Die erotische Dimension der Liebe“ in *Amoris Laetitia* (Nr. 150-152) liest, steht vor dem Rätsel, wie Schockenhoff seinen behaupteten Gegensatz zwischen Papst Franziskus und seinen Vorgängern begründen will, denn an kaum einer anderen Stelle zitiert der heutige Papst so direkt und so zahlreich die Texte von Johannes Paul II. – neunmal (!) in nur drei kurzen Absätzen (vgl. Fußnoten 146-153).

Die neue Moral und der Synodale Weg

Schockenhoffs Vortrag vom März 2019 wurde in den Vorbereitungsarbeiten des Forums „Sexualmoral“ als Grundlage des eigenen Arbeitspapiers übernommen. Er selbst ist Mitglied dieses Forums, alle seine Thesen finden sich im Papier wieder, bis hin zur Übernahme wörtlicher Formulierungen. Der Fließtext des Arbeitspapiers wird jedoch immer wieder durch zweispaltige Tabellen unterbrochen, die – so erklärt der Text – „verschiedene Positionen innerhalb des Forums“ widerspiegeln.



Die linke Spalte bildet die Mehrheitsposition des Forums ab – es ist jeweils der Ansatz von Schockenhoff –, die rechte Spalte formuliert präzise und getreu die traditionelle Lehre der Kirche, oft unter Bezugnahme auf die Theologie des Leibes von Papst Johannes Paul II. Der zweispaltige Modus zeigt, dass die Position des kirchlichen Lehramtes auch im Forum Sexualmoral des Synodalen Weges eine vernehmbare Stimme hat. Es bleibt spannend abzuwarten, wie (oder ob) sich beide Parteien auf einen gemeinsamen Text verständigen werden können.

Bildnachweise:

Eberhard Schockenhoff: Von Conny Ehm, Freiburg - depicted, CC BY-SA 3.0 de, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=75009683>

Papst Franziskus: Von Casa Rosada (Argentina Presidency of the Nation), CC BY-SA 2.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=41540543>

Frankfurter Dom: Von Mylius - Eigenes Werk, GFDL 1.2, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=16166966>

Papst Benedikt: Von Fabio Pozzebom/ABr - Agência Brasil [1], CC BY 3.0 br, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2087685>

CREDO COMPACT: Das Glaubensbekenntnis – kurz & bündig

„...ER SITZT ZUR RECHTEN GOTTES, DES ALLMÄCHTIGEN VATERS...“

VON P. GABRIEL JOCHER SJM

Das Geheimnis der Dreifaltigkeit und das Geheimnis der Menschwerdung Gottes sind die zwei zentralen Grundwahrheiten unseres Glaubens. Ganz eng damit verknüpft ist der Satz aus dem apostolischen Glaubensbekenntnis: „Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Die zweite göttliche Person ist Mensch geworden, um uns zu erlösen, und kehrt mit der Himmelfahrt wieder zurück zum Vater. Nur der kann zum Vater zurückkehren, der auch vom Vater ausgegangen ist (vgl. Joh 16,28): Dementsprechend darf man vermuten, dass derjenige, der nicht an die göttliche Natur Jesu glaubt, auch die leibliche Himmelfahrt Jesu und das „Sitzen zur Rechten des Vaters“ nicht in vollem Umfang ernst nehmen wird. Vielmehr werden die entsprechenden Berichte aus dem Neuen Testament als „Entlehnungen“ aus dem Alten Testament (z. B. die Entrückung des Elias in 2 Kön 2, 11) oder aus der heidnischen Mythologie dargestellt.

Was bedeutet das „Sitzen zur Rechten des Vaters“? Ist neben Gott Vater, der aufgrund seiner göttlichen Natur doch unbegrenzt ist, überhaupt noch ein Sitzplatz frei?

Mit Johannes v. Damaskus können wir sagen: Mit dem Sitz zur Rechten des Vaters ist kein lokaler Ort gemeint: „Unter der Rechten des Vaters verstehen wir die Herrlichkeit und die Ehre der Gottheit, in welcher der Sohn Gottes als Gott wesensgleich mit dem Vater von Ewigkeit her existiert und in der er nun, nachdem er in den letzten Zeiten Fleisch geworden, auch dem Leibe nach sitzt, da sein Fleisch mitverherrlicht ist“ (Johannes v. Damaskus, De fide orth. 4, 2).

Thomas v. Aquin schließt sich dem an und führt weiter aus: Das Sitzen zur Rechten des Vaters bedeutet, dass Jesus Christus:

1. als ewiger Gott (immer schon) teilhat an der Allherrschaft und Herrlichkeit des Vaters und
2. auch als Mensch aufgrund der Einheit mit der göttlichen Natur die volle richterliche und königliche Herrschaft über die ganze Schöpfung ausübt. (Vgl. S.Th. III, 58, 1-4)

Was sollen wir hier auf Erden nur tun, während unser Herr fort im Himmel ist?

Eine solche Denkweise stellt für uns Christen eine immerwährende Versuchung dar. Man nennt sie „Deismus“: Gott ist weit weg und überlässt die Welt ihrem eigenen Fort- oder sogar Niedergang.

Es stimmt, dass Christus nicht mehr in seiner sichtbaren Gestalt unter uns weilt (wie vor 2000 Jahren in Palästina). Aber das bedeutet nicht, dass sich das „Sitzen zur Rechten des Vaters“ und seine bleibende Gegenwart in seiner Kirche ausschließen:

1. „Das Sitzen zur Rechten des Vaters bedeutet den Beginn der Herrschaft des Messias“ (KKK 664). Er ist der Souverän, nichts kann geschehen, ohne dass er es zulässt – weder im Universum, noch in unserem persönlichen Leben.
2. Christus wirkt weiterhin als Erlöser und Heiland der Menschen. Er übt sein Priesteramt dauernd aus: „Darum kann er auch die, die durch ihn vor Gott hintreten, für immer retten; denn er lebt allezeit, um für sie einzutreten“ (Hebr 7,25).
3. In seiner Kirche ist Christus bleibend gegenwärtig, vor allem in den heiligen Sakramenten. Nicht in seiner leiblichen Gestalt, aber dennoch in realer Weise. Wir brauchen also nicht neidisch zu sein auf die damaligen Anhänger Jesu in Palästina: Solange die Kirche besteht (und sie wird auf die Zusage Christi bis zum Ende der Zeit bestehen) sind auch wir wahre Zeitgenossen Jesu!



DER VOLKSALTAR – EINE WIEDERENTDECKUNG DES URCHRISTLICHEN ALTARES?

VON P. STEFAN WÜRGES SJM

„In der Urkirche waren alle Christen um einen Tisch vereint und feierten das eucharistische Mahl. Als dann die Gemeinden wuchsen und infolgedessen große Kirchen gebaut wurden, entwickelte sich aus den Tischmessen die Praxis des Volksaltars, den die Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wiederentdeckt hat.“

Während diese Meinung mit überzeugter Selbstverständlichkeit gemeinhin vertreten wird, haben historische Studien gezeigt, dass die Quellenbasis für die These eines „Volksaltars“ in der frühen Kirche gänzlich unzureichend, ja dass sogar ein ganz anderes Ergebnis festzustellen ist.

Das Prinzip der Ostung: Maßstab für das christliche Gebet

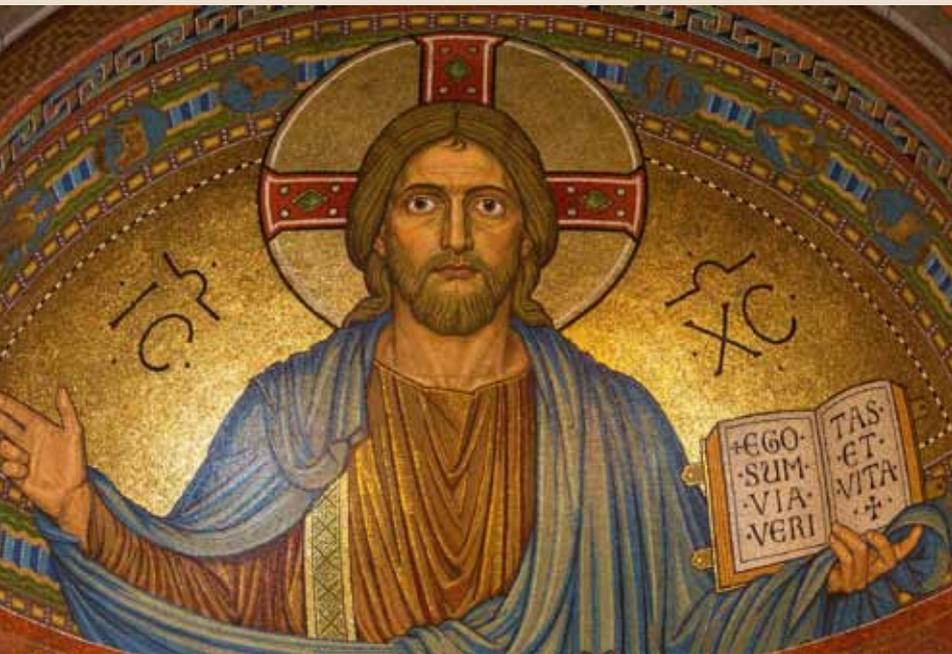
Im Judentum sowie im Heidentum waren die Himmelsrichtungen für die Gebets- und

Opferdienste von großer Bedeutung. Das aufkommende Christentum übernahm diese kosmische Symbolik. Infolgedessen entstand wie von selbst eine allgemeingültige Übereinkunft, die spätestens mit dem Jahr 200 durch historische Zeugnisse dingfest gemacht werden kann, nämlich dass Christen in Richtung Osten beten. Das Fachwort dafür ist dem Lateinischen entnommen und lautet *ad orientem*, also zum Osten hin. Die Ostung bot sich nicht nur an, weil sie auf biblische Ursprünge zurückgeht, sondern auch weil die Christen das Naturschauspiel des Sonnenaufgangs als Symbol für die Auferstehung und die Wiederkunft Christi verstanden.

Das Prinzip *ad orientem* beschränkte sich nicht auf das Gebet an sich, sondern bestimmte auch die Ausrichtung des eucharistischen Opfers sowie den Kirchenbau. Nicht erst die großen Kirchenentwürfe nach der Konstantinischen



Wende (313), sondern bereits die vorkonstantinischen kirchlichen Gebäude belegen die gemeinsame Anordnung des Zelebranten mit den Gläubigen in einer Richtung, nämlich nach Osten. Obwohl dieser Grundsatz in der alten Kirche fest verankert war, wissen wir heute nur aus historischen Studien davon, weil dieses Prinzip über die Jahrhunderte mehr und mehr verloren ging, bis es schließlich seit der Renaissance in der Kirchenbaugeschichte des Westens überhaupt nicht mehr zum Tragen kommt. Die Gleichrichtung von Zelebrant und Volk wurde aber unabhängig von der Ausrichtung der Kirche beibehalten.



Ein freistehender Altar, aber kein „Volksaltar“

Die überwiegende Mehrzahl der frühen Kirchen war nach Osten ausgerichtet. Von dieser Norm wich man nur ab, wenn es aus baulichen Gründen nicht anders möglich war. Wenn man also durch den Eingang, der im Westen lag, in die Kirche kam und auf den Altar schaute, blickte man nach Osten und sah unter der Apsis einen freistehenden Tischaltar. An solch einen Altar konnte man sowohl von der Vorder- als auch von der Rückseite herantreten. Die Frage ist nun, ob der Bischof oder Priester tatsächlich von der Vorderseite an den Altar herantrat, um nach Osten und somit in die Apsis hinein zu schauen, wobei er dann den Leuten „den Rücken zukehrte“. Wenn man heute jemanden fragen würde, wie er das sieht, würde er sicher sagen: „Osten hin oder her, aber es ist doch viel wichtiger, dass der

Zelebrant die Leute anschaut.“ Hier liegt unser modernes Verständnis falsch, weil für die alte Kirche die Ostung in der Tat bedeutender war als der Blickkontakt zu den Messbesuchern. Mit anderen Worten: Der Bischof oder Priester stand tatsächlich vor dem Altar und schaute in die gleiche Richtung wie alle anderen Anwesenden. Man muss dazu auch wissen, dass die Gläubigen damals nicht auf den Altar, sondern mit erhobenem Blick über den Altar hinweg in die Apsis hinein schauten. Die Betenden sahen dort ein Mosaik oder eine Malerei einer biblischen Szene, die das Geheimnis der Eucharistie veranschaulichte. Es bleibt also festzuhalten, dass sich die Gemeinsamkeit des frühchristlichen Altars mit dem heutigen „Volksaltar“ einzig und allein darauf reduziert, dass beides Tischaltäre sind; die Zelebrationsrichtung war aber um 180° verschieden.

Keine Regel ohne Ausnahme

Es kam gelegentlich in Kirchen, in denen Reliquien von Märtyrern verehrt wurden, zu der Situation, dass diese Reliquien zwischen dem Altar und den Gläubigen aufbewahrt wurden; in diesem Ausnahmefall fiel die Entscheidung auf die Ausrichtung des Zelebranten zu den Reliquien hin. Allerdings sind diese Kirchen, so zum Beispiel auch die Peterskirche in Rom, anders konzipiert. Hier liegt nämlich nicht die Apsis, sondern der Eingang im Osten, so dass der Zelebrant sowohl zu den Reliquien als auch in Richtung Osten schaut. Eine Hinwendung zu den Gläubigen, zu der es dadurch de facto kam, war dabei aber keineswegs beabsichtigt; man nahm sie vielmehr aus den genannten Gründen in Kauf. Dafür sprechen auch die überdimensional großen Leuchter und das riesige Altarkreuz, die auf dem Altar postiert waren und den Blickkontakt unterbrachen. Die dahinterstehende Absicht lässt sich also deutlich erkennen: die Anbetung Christi und die Verehrung der Märtyrer.

Der Zusammenhang zwischen ad orientem und dem Geheimnis der Heiligen Messe

Dem folgenden Gedanken ist vorauszuschicken, dass die heilige Messe von Anfang an als eine Opferhandlung verstanden wurde. Dieses Eucharistieverständnis kann von den biblischen Schriften angefangen durch die gesamte Kirchengeschichte hindurch belegt werden. Wann auch immer geistige Strömungen aufkamen, die den Opfercharakter der heiligen Messe ablehnten, hat die Kirche wieder neu erklärt, wie sie die Worte: „Tut dies zu meinem



Gedächtnis“ (Lk 22,19) versteht, nämlich als den Auftrag, das göttliche Opfer Christi auf unblutige Weise durch alle Zeiten hindurch sakramental zu vollziehen.

Wenn man also den „Volksaltar“ nur noch als einen Tisch versteht, um den sich die Gläubigen versammeln, um gemeinsam das Mahl Jesu zu feiern, würde man der kirchlichen Lehre in einem fundamentalen Punkt direkt widersprechen. Demgegenüber ist daran festzuhalten, dass es sich bei der heiligen Messe um das eucharistische Opfer handelt, das die Kirche Gott darbringt, wobei die Frucht des Opfers für die Menschen bestimmt ist.

Die Gleichrichtung von Zelebrant und Volk als didaktische Maßnahme

Der unbedarfte Beobachter, der unvoreingenommen in eine Kirche tritt, wird die Frontalzelebration als ein Vortrag, ein Vorlesen vielleicht auch als eine Unterweisung verstehen, wohl aber kaum auf den Gedanken kommen, dass dabei eine kultische Opferhandlung vollzogen wird. Freilich wird wiederum niemand

das Eucharistieverständnis der Kirche ohne katechetische Bildung, allein durch das Bewohnen der heiligen Messe vollständig erfassen, und zwar unabhängig von der Zelebrationsrichtung. Aber die gleiche Ausrichtung führt die Gläubigen nicht nur zur gemeinsamen Anbetung des Altarsakramentes und konfrontiert sie gleichsam mit der Realität des gegenwärtigen Opfers Christi auf dem Altar, sondern veranschaulicht auch, dass die gesamte Kirche während ihrer irdischen Pilgerschaft dem Auferstandenen und in Herrlichkeit wiederkommenden Herrn entgegengeht. Darüber hinaus darf die 180°-Drehung auch jedem einzelnen einen Impuls zur persönlichen Bekehrung geben, denn geistlich verstanden bedeutet ad orientem nicht nur „in Richtung Osten“, sondern auch „zum Herrn hin!“

Literatur:

Stefan Heid: Altar und Kirche. Prinzipien christlicher Liturgie, Regensburg, 2019.

Uwe Michael Lang: *Conversi ad Dominum* – zu Geschichte und Theologie der christlichen Gebetsrichtung, Einsiedeln, 2005.



KURZNACHRICHTEN SJM

Neues Studienjahr in Blindenmarkt und Heiligenkreuz

Der Herbst bedeutet für die zehn Studenten unserer Gemeinschaft, die sich auf das Priestertum vorbereiten, den Beginn eines neuen Studienjahres. Die Hälfte der Studenten studiert weiterhin im Auhof/Blindenmarkt, wo die philosophisch-theologischen Grundlagen gelegt werden und die Ausbildung über das Theoretische hinaus stattfindet. Die übrigen Studenten setzen ihre Studien an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. am Stift Heiligenkreuz im Wienerwald fort. Dieser Schritt markiert auch die letzte Etappe der Priesterausbildung, da nach den abschließenden vier Semestern in Heiligenkreuz, die erfahrungsgemäß sehr schnell vergehen, der Studienabschluss als „Magister der Theologie“ und damit eine entscheidende Voraussetzung für die Diakonats- bzw. Priesterweihe erreicht wird. Zwei Mitbrüder beginnen mit dem Herbst bereits ihr letztes Semester und bereiten sich auf die Diakonatsweihe am 21. März 2020 vor. Beten wir intensiv für unsere jungen Mitbrüder – und um weitere Berufungen für unsere Kongregation!

Blindenmarkter Familiensonntag im goldenen Herbst

Ein gelungener Familiensonntag im Auhof/Blindenmarkt liegt hinter uns. Besonders hat uns gefreut, dass wir einige neue Familien bei uns begrüßen durften.

Auch unser Generaloberer, P. Paul Schindele, konnte dieses Mal bei uns sein. In seinem Vortrag am Vormittag sprach er über Berufung, unseren Weg zur Heiligkeit und wie wir unsere Beziehung zu Gott konkret leben können. Im Anschluss feierte er die Hl. Messe in unserer Hauskapelle. Dabei nahm er die Kinder in seiner Predigt mit auf eine Reise durch die Wunder der Natur. Ein spezieller Einzelsegen für die Ehepaare und Familien erbat allen die göttliche Gnade und Kraft, um die jeweilige Berufung im Alltag leben zu können.

Am Nachmittag gaben Anneliese und Markus Mucha von der „Fachstelle Beziehung-Ehe-Familie“ (Diözese St. Pölten) als Referenten wertvolle Tipps zur Erziehung im Glauben und zum Miteinander als Familie.

Bei Spiel und Spaß konnten sich unsere jüngsten Besucher austoben. Eine Besonderheit war der „Escape Room“ zweier Mitbrüder. Dort erwarteten die Jugendlichen viele spannende Rätsel, die es im Wettlauf mit der Zeit gemeinsam zu lösen galt.





Allerheiligen und Allerseelen

November ist im Laufe des Kirchenjahres der Monat, in dem in besonderer Weise der Verstorbenen gedacht wird. Mit den entsprechenden Liturgien zu Allerheiligen und Allerseelen wird der Blick auf das Ewige Leben und die „Letzten Dinge“ gerichtet. Dies spornt dazu an, nicht nur an die Verstorbenen zu denken und für sie zu beten, sondern sich auch auf den eigenen Tod vorzubereiten. In unseren Häusern und Apostolaten gehört ganzjährig das Gebet für die Verstorbenen und hier vor allem für die verstorbenen Angehörigen und Wohltäter, aber vor allem auch der Friedhofsbesuch in der Allerheiligenoktav zu den selbstverständlichen Frömmigkeitsformen.

„Tag der Dankbarkeit“ und „Fest der Barmherzigkeit“ in Kasachstan

Jedes Jahr im Oktober begeht unsere Schule in Kasachstan den „Tag der Dankbarkeit“. Die Schüler bringen von zuhause Obst, Gemüse, verschiedene Gerichte und Süßspeisen mit, um sie während des großen Herbstjahrmarktes zu verkaufen. Der Erlös geht an die Klassenkassen. An diesem Tag findet auch eine Ausstellung mit vielen verschiedenen Exponaten aus Blättern, Früchten, Zweigen, usw. statt. Seit 23 Jahren feiern wir den Martinstag mit

Laternenprozession, Theaterstück und anschließendem Gänseessen. Nur unsere Schule und eine weitere Deutsch-Schule im Osten Kasachstans pflegen diese Tradition. Wir nennen den 11. November das „Fest der Barmherzigkeit“, an dem die Schüler Kleider, Schulsachen und Spielzeug für arme Familien sammeln. Zum Abschluss lädt die 11. Klasse die Schuladministration und die Gäste zu einem Festessen ein.

Sehr gefreut haben wir uns in diesem Jahr über die fast familiäre Atmosphäre und die enge Bindung, die zwischen Schule, Jugendlichen und Eltern im Laufe der Jahre entstanden ist.

Hallenfußball-Turnier in Blindenmarkt

„Mission Titelverteidigung“ lautete das Motto beim jährlichen Hallenfußball-Turnier in Blindenmarkt, bei der eine Auswahl der SJM aus dem „Kloster Auhof“ gegen Vereine der Marktgemeinde antritt. Konnten wir letztes Jahr den Sieg davontragen, so mussten wir uns dieses Jahr mit dem zweiten Platz zufrieden geben. Neben dem sportlichen Aspekt ist uns die unkomplizierte Begegnung abseits der Kirche ein Anliegen – wobei wir natürlich sehr gerne den Siegespokal im nächsten Jahr wieder holen würden!

Mehr Photos finden sich unter www.sjm-online.org.



Die nächsten Termine

Diakonatsweihe von Fr. Stephan Waxenberger und Fr. Florian Bauer

Am Samstag, 21. März 2020, findet die Diakonatsweihe durch den Diözesanbischof von St. Pölten, Dr. Alois Schwarz in Blindenmarkt, Niederösterreich statt. Zur Mitfeier der Weiheliturgie um 10 Uhr in der Pfarrkirche St. Anna (Hauptstraße) in Blindenmarkt, sowie zum Mittagessen um 13 Uhr mit anschließender Dankandacht im Kloster Auhof (Auhofstraße 22, 3372 Blindenmarkt) ergeht herzliche Einladung an alle! Eine Einladung mit detaillierteren Informationen folgt mit Beginn des neuen Jahres.

Ignatianische Exerzitien

17. – 23. Februar 2020

Ignatianische Exerzitien für Frauen und Männer

ORT: Gebetsstätte Marienfried
LEITUNG: P. Anton Bentlage SJM
PREIS: Ab 150 Euro
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

1. – 7. März 2020

Ignatianische Exerzitien für Frauen und Männer

ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)
LEITUNG: P. Anton Bentlage SJM
PREIS: 120 Euro
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

In eigener Sache

Fr. Florian Bauer arbeitet im Rahmen seiner Magisterarbeit an einer Biographie über P. Andreas Hönisch, unseren Gründer. Falls Sie noch wertvolle Erinnerungen oder Material (z.B. Briefe) haben, würden wir uns freuen, wenn Sie uns diese im Original oder als Kopie zukommen lassen. Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!

Fr. Florian Bauer SJM; Auhofstr. 22;
3372 Blindenmarkt – Österreich
Mail: florian.bauer@sjm-online.org

16. – 21. März 2020

Ignatianische Exerzitien für junge Frauen

ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)
PREIS: 100 Euro
INFO UND ANMELDUNG:
exerzitien@sjm-online.org

Möglichkeit für Einzelexerzitien in Haus Assen

1. – 12. Januar 2020 (P. Stefan Skalitzky SJM)
2. – 14. Februar 2020 (P. Martin Linner SJM)
Dauer individuell wählbar.
INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage
www.haus-assen.de oder anmeldung@haus-assen.de

Exerzitien im Alltag über Haus Assen

Erstes Treffen in Haus Assen: 22. Februar 2020
Danach Begleitung per Mail und Telefon. Weitere evtl. gemeinsame Gruppentermine (1-2 Treffen) werden beim ersten Treffen vereinbart.
LEITUNG: P. Stefan Skalitzky SJM
INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage
www.haus-assen.de oder anmeldung@haus-assen.de





Einkehrtage/ Vortragsexerzitien

23. – 26. Januar 2020

Einkehrtage für Frauen

„Ich habe dich beim Namen gerufen“ (Jes 43,1) – Von Jesus angesprochen sein

ORT: Inzell (Landkreis Traunstein/Oberbayern)

LEITUNG: P. Martin Linner SJM

PREIS: 153 Euro

INFO UND ANMELDUNG: martin.linner@gmx.net

3. – 5. März 2020

Einkehrtage

"Von Gott gegebene Talente erkennen und entfalten"

ORT: Gebetsstätte Marienfried

LEITUNG: P. Johannes Ziegler SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG: mail@marienfried.de

6. – 8. März 2020

Einkehrtage für Männer

„Können Sie mir sagen, wo ich hin will (Karl Valentin)?“
– Oder: Jesus, der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6).

ORT: Inzell (Landkreis Traunstein/Oberbayern)

LEITUNG: P. Martin Linner SJM

PREIS: 110 Euro

INFO UND ANMELDUNG: martin.linner@gmx.net

6. – 8. März 2020

Einkehrtage für Erwachsene

Gottes Barmherzigkeit ewig lobsingend, will ich vor allen Völkern. Sie ist die größte Eigenschaft Gottes. Für uns ist sie bleibendes Wunder.

ORT: Haus Assen (Lippetal)

PREIS: 70 Euro

INFO UND ANMELDUNG: über die Homepage
www.haus-assen.de oder anmeldung@haus-assen.de

25. – 26. März 2020

Einkehrtage für Frauen

ORT: Kleinwolfstein (Niederösterreich)

PREIS: 100 Euro

INFO UND ANMELDUNG: exerzitien@sjm-online.org

13.-15. März 2020

Einkehrtage für Mütter

Mit Kindern bis 1,5 Jahren

ORT: Alsmoos (bei Augsburg)

LEITUNG: P. Florian Birle SJM

PREIS: Auf Anfrage

INFO UND ANMELDUNG: Elisabeth Morath
elisabeth.morath@gmail.com

„DER ANGSTHASE Angst vor dem älter werden“



„Es ist ein furchtbar tragisches Ereignis, das uns heute zusammenführt“, sagte eine Geschäftsfrau bei der Begrüßungsrede anlässlich ihres 50. Geburtstages. Ist das wirklich so? Es hängt von unserem Menschenbild und damit auch von unserem Gottesbild ab: Für einen Menschen der glaubt, dass sein Tod das absolute Ende ist, muss es tragisch sein, diesem Tod unausweichlich näher zu kommen.

Wenn ich aber glaube, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, dann habe ich eine Hoffnung. Ich habe die Hoffnung, wenn ich mit Jesus lebe und mit ihm sterbe, dass er mich auch zum ewigen Leben auferwecken wird; zu einem Leben ohne Ende in Freude und Fülle. Das heißt, im Himmel wird all meine Sehnsucht nach ewiger Freude, Geborgenheit und Liebe vollkommen gestillt. „Denn unsere Heimat ist im Himmel. Von dorther erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter“ (Phil 3,20), sagt uns der heilige Apostel Paulus.

Es geht also nicht darum, über die verflossene Zeit zu trauern, sondern die verbleibende Zeit zu nutzen auf dem Weg zu Gott. Ein Bergsteiger trauert ja auch nicht über die Zeit, die auf dem Weg zum Gipfel vergeht, sondern freut sich, dass er mit jeder Viertelstunde seinem Ziel näherkommt.

Das Tröstliche dabei ist: Wir sind auf dem Weg nicht allein. Jesus begleitet uns, wie er die Emmaus-Jünger begleitet hat. „Und sie erkannten ihn, als er das Brot brach.“ (Lk 24,35) Wenn wir Jesus bitten, wird auch er uns begleiten und wir werden ihn erkennen in der heiligen Eucharistie. In der heiligen Messe und in der eucharistischen Anbetung dürfen wir seine Nähe erfahren. Dann mag der Lebensweg vielleicht mit der Zeit schwieriger werden, aber nicht tragisch, weil Jesus bei uns ist.



**„Ich wollte mich selbst vergessen,
um anderen Freude zu machen.
Von da an war ich glücklich.“**

Hl. Theresia von Lisieux